This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

dadurch im ſittlichen Sein, im Wiſſen, im Schaffen zu einem der erſten der Menſchheit emporhob!

Darum hat aber auch das deutſche Volk, dem er zunächſt angehört, Urſache, in feſtlicher Weihe des Tags zu gedenken, welcher den erſten bedeutenden Abſchnitt in Goethe's Leben bezeichnet. Und wie könnte es ihn beſſer feiern, als indem es das an dieſen Tag anknüpfende Leben des akademiſchen Trienniums ſich gegenwärtig werden läßt? Zwar hat es Goethe in dem einem Kunſtwerke gleichenden „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung" ſelbſt geſchildert, und dieſe Darſtellung wird auch die Grundlage und der Hauptgehalt jeder neuen bleiben, ja, ſoweit ſie vollſtändig und genau iſt, am beſten wörtlich benutzt werden; doch iſt ſie der Berichtigung, Ergänzung und ſelbſt Beſchränkung für den Zweck einer eingehenden und abgeſchloſſenen Kunde jenes bedeutenden Lebens ſehr zugänglich. Goethe erzählt mit einem behaglichen Sichgehenlaſſen; er zerſtreut oft durch Beſprechung abliegender Zuſtände, Begebenheiten, Verhältniſſe und Perſonen, über die er eben nur gelegentlich ihrer Erwähnung ſeine Anſichten ausſprechen will; er läßt ſich in der Reihenfolge durch Zufälligkeiten leiten und ſchreitet alſo weder immer der Zeit nach geordnet vor, noch fügt

er Zusammengehöriges stets aneinander, ja es widerfährt ihm sogar, daß er ein und dasselbe wiederholt und nicht einmal ganz übereinstimmend vorbringt, sodaß es einer Prüfung bedarf, um zu ergründen, ob die verschiedenen Stellen auf den nämlichen Vorgang sich beziehen. Goethe hielt es ferner nicht der Mühe werth, die Thatsachen allenthalben mit ängstlicher Sorgfalt festzustellen, sondern berichtet aus seiner zuweilen irregehenden Erinnerung, und überdies fehlen in „Wahrheit und Dichtung" manche Umstände aus Goethe's Leben, welche theils aus anderweiten, in seinen Werken verstreuten Erwähnungen, theils aus eigenen oder andern zeitgenössischen Briefen, theils aus sonstigen Mittheilungen dritter Personen bekannt geworden sind und welche man bei dem jedem gebildeten Deutschen zur Herzenssache gewordenen Streben, in Goethe's Lebensgang so tief wie möglich hineinzublicken, im Zusammenhange seiner Lebensgeschichte ungern vermißt.

Zu vollständiger Verlebendigung dieser Geschichte gehört aber auch die Möglichkeit, sich eine Vorstellung von den Personen machen zu können, mit denen Goethe verkehrte; er selbst gibt nur rücksichtlich der bedeutendern eine Schilderung, allein da für uns

jeder, mit welchem Goethe in Berührung trat, im Widerschein seines Glanzes steht, so regt sich in uns der Wunsch, den Lebensgang und die Thätigkeit jedes derselben wenigstens einigermaßen zu kennen.

Das ungefähr sind die Umrisse der Aufgabe, welche, wie für die Lebensgeschichte Goethe's überhaupt, so auch insbesondere für die der leipziger Universitätsjahre zu lösen ist. Insofern dies bisher erschöpfend noch nicht geschehen, drängt sich die Forderung auf, zur bevorstehenden hundertjährigen Feier den Versuch zu unternehmen und Goethe's Eintritt in Leipzig, seine wissenschaftlichen Richtungen, die dichterischen Bestrebungen, die musikalischen Anregungen, die Bemühungen in der bildenden Kunst, sein geselliges Leben, der Liebe Lust und Leid sowie seine letzten Erlebnisse in Leipzig zusammenhängend und soweit möglich vollständig vorzuführen.

Neben der Theilnahme ganz Deutschlands an dieser Feier hat aber Leipzig noch einen Grund mehr zu solcher, und wie jener allgemeinen durch die Schilderung der drei Jahre, während deren Goethe's Bildung auf hiesiger Hochschule geleitet wurde, Rechnung getragen wird, so läßt diese

besondere sich nicht besser begehen als durch Darstellung der spätern Beziehungen Goethe's zu Leipzig von auswärts her. Der Werth einer solchen Zusammenstellung würde freilich ein rein äußerlicher, örtlicher sein, wenn es nicht möglich geworden wäre, mit derselben vieles Neue zu veröffentlichen, was, insoweit es hier nur an einem losen Faden aneinandergereiht ist, an rechter Stelle benutzt, höhere Bedeutung erlangt. Bisher boten nur „Goethe's Briefe an leipziger Freunde, herausgegeben von Otto Jahn", eine gleiche Zusammenstellung durch eine beträchtliche Anzahl meist ungedruckter Briefe Goethe's aus und nach Leipzig, und zwar jene an seinen Jugendfreund Riese in Frankfurt, diese an den Weinhändler Schönkopf und dessen Tochter Käthchen, an Professor Oeser und dessen Tochter Friederike, an den Buchhändler Breitkopf und dessen Sohn Gottlob, an den Buchhändler Reich, sowie endlich an den Hofrath Rochlitz. Was sonst hier und da zerstreut von solchen Briefen gedruckt worden ist, sowie eine beträchtliche Zahl ungedruckter, wird nunmehr in vorliegender, den Verehrern Goethe's gewidmeten Schrift ans Licht gefördert, deren zweiter Theil insofern als Ergänzung der Samm-

lung von Jahn sich darstellt. Dieser Theil soll aber vorführen: die Fortsetzung der leipziger Verbindungen Goethe's, seine Reisen nach Leipzig, seinen buchhändlerischen Verkehr, geschäftsmännische Verbindungen und Kunstbeziehungen zu Leipzig, Anknüpfungen ans hiesige Bühnen- und Musikwesen und neue literarische Freundschaften an diesem Orte.

Noch hat an dieser Stelle der Verfasser einem Herzensdrange zu genügen und damit zugleich eine Pflicht zu erfüllen, nämlich allen denen seinen wärmsten Dank zu sagen, welche ihm zu Förderung des vorliegenden Werks ihre Beihülfe bei Benutzung öffentlicher und privater Archive und Sammlungen freundlich angedeihen ließen oder ihn durch Mittheilungen gütig unterstützten; insbesondere aber den allergrößten Dank denen, welche mit rühmlichster Bereitwilligkeit durch Ueberlassung ungedruckter Briefe Goethe's zum Abdruck die werthvollsten Beiträge gespendet haben. Mit diesem Dankesausdruck ist der Verfasser zugleich der Dolmetscher aller Verehrer des Meisters, in deren Herzen er einen freudigen Widerhall finden wird.

So möge denn dieses Buch von den einen als

Unterhaltung, von den andern als Erweiterung der Goethe-Kunde freundlich aufgenommen werden. Beide Theile werden Ueberflüssiges darin finden, nur jeder anderes; jeder von beiden wolle sich aber gefallen lassen, was des andern wegen dasteht.

Leipzig, im August 1865.

Der Verfasser.

Vorwort.

Am 19. October 1865 sind es hundert Jahre, daß Goethe als Bürger der Hochschule Leipzigs eingeschrieben wurde, der er sodann die herkömmlichen drei Jahre hindurch angehörte.

Zwar war Goethe, als er hier weilte, noch nicht der Gereifte, nicht einmal der Reifende, als welcher er schon beim ersten Hervortreten der Ruhm seines Volks, die Bewunderung Europas wurde, aber schon in den frühen Jahren seines leipziger Aufenthalts, als der angehende Jüngling erst noch Keime für sein einstiges Wachsthum legte, erst die Quellen zu deren Befruchtung ausspähte und sich zuleitete, brachen Knospen auf, welche die Pracht der Blume, die Würze der künftigen Frucht ahnen ließen. Für jeden Menschen ist die Zeit bedeutend, in welcher er, der

älterlichen Hut entlassen, zu freier Selbstbestimmung in die Welt tritt, die Stärke seiner Schwingen prüft und die nach gemeinüblichem Fachwerk erhaltene Bildung nach angeborener oder überkommener Neigung in eigenster Weise richten und entfalten kann; wo das viele Neue, was in den jetzt geöffneten Wissens- und Lebenskreisen auf den jugendlichen Geist eindringt, ihn aufregt und anspannt, mit der erhöhten Thätigkeit ihn aber auch in höherm Grade befähigt, alles sich ihm Darbietende aufzunehmen und in sich arbeiten zu lassen; wo eine noch ungeschwächte Einbildungskraft das Mannichfaltigste nebeneinander auf sich wirken läßt und es zu binden weiß; wo aber auch die Brust, noch nicht durch einschüchternde Erfahrungen verschlossen, in kühnen Mittheilungen sich ergießt. Alle diese und noch andere nebenwirkende Umstände sind Ursache, daß jugendliche Geister häufig sogar Größeres versprechen, als sie späterhin erfüllen; und wenn mit jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen solches vorgeht, wie anziehend und wichtig muß es da sein, den Geist in seiner Pflanzstätte zu beobachten, der später mehr noch gab, als er früh verhieß, dessen Leben unter der Gunst des Glücks wie der Rastlosigkeit der Arbeit ein stetes Streben und Werden war, und der sich

dadurch im sittlichen Sein, im Wissen, im Schaffen zu einem der ersten der Menschheit emporhob!

Darum hat aber auch das deutsche Volk, dem er zunächst angehört, Ursache, in festlicher Weihe des Tags zu gedenken, welcher den ersten bedeutenden Abschnitt in Goethe's Leben bezeichnet. Und wie könnte es ihn besser feiern, als indem es das an diesen Tag anknüpfende Leben des akademischen Trienniums sich gegenwärtig werden läßt? Zwar hat es Goethe in dem einem Kunstwerke gleichenden „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung" selbst geschildert, und diese Darstellung wird auch die Grundlage und der Hauptgehalt jeder neuen bleiben, ja, soweit sie vollständig und genau ist, am besten wörtlich benutzt werden; doch ist sie der Berichtigung, Ergänzung und selbst Beschränkung für den Zweck einer eingehenden und abgeschlossenen Kunde jenes bedeutenden Lebens sehr zugänglich. Goethe erzählt mit einem behaglichen Sichgehenlassen; er zerstreut oft durch Besprechung abliegender Zustände, Begebenheiten, Verhältnisse und Personen, über die er eben nur gelegentlich ihrer Erwähnung seine Ansichten aussprechen will; er läßt sich in der Reihenfolge durch Zufälligkeiten leiten und schreitet also weder immer der Zeit nach geordnet vor, noch fügt

I.

Eintritt in Leipzig.

Goethe war von seinem Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt; eine Stelle in den höhern Verwaltungsbehörden der Freien Reichsstadt Frankfurt zu erlangen, war das Ziel, das ihm gesteckt wurde. Aber während ihm der Unmuth, welchen sein Vater über allerlei Gebrechen der Verwaltung empfand und aussprach, eine solche Laufbahn verleidete, war er auch der Rechtswissenschaft, als einer trockenen, von Haus aus abgeneigt geworden, nachdem er in der stattlichen Bücherſammlung seines Vaters die dort aufgestellten Werke der deutschen Dichter eifrig durchlesen, ja großentheils auswendig gelernt, und endlich unter Theilnahme seiner Mutter und des Hausfreundes Rath Schneider für Klopstock's „Messias" sich begeistert, auch durch den Anblick der schönen Kupferstiche seines Vaters und im frühen Umgang mit be-

freundeten Malern die Luſt an Nachbildung der Natur gepflegt hatte. Beſchäftigung mit der Dichtkunſt, Erlernung der bildenden Künſte, Erforſchung des Alterthums, in welchem jene wurzelten — das war daher der Bildungsgang, den der junge Goethe in Ausſicht nahm, und da in Göttingen Heyne, Michaelis und manche andere lehrten, von denen er zu ſeinem Zwecke Nutzen zu ziehen gedachte, indem namentlich Heyne die Kunde des griechiſchen und römiſchen Alterthums geiſtvoll belebt und zur Alterthumswiſſenſchaft umgeſchaffen, Michaelis aber ähnlich in Bezug auf das hebräiſche Alterthum gewirkt hatte, ſo ging ſein heißeſter Wunſch dahin, die dortige Hochſchule zu beziehen, zu den Füßen jener Männer zu ſitzen und ihre Lehren zu merken. Indeſſen, obſchon manche Hausfreunde den Vater im Sinne des Sohnes zu ſtimmen verſuchten, jener hatte ſich für die Hochſchule zu Leipzig entſchieden, der er ſelbſt ſeine Bildung verdankte, und blieb unbeweglich auf dieſem Entſchluß ſtehen.

Mit dieſer Wahl konnte übrigens der angehende Dichter ſehr zufrieden ſein; denn während in Leipzig vor allen Erneſti nicht nur durch Erklärung der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, ſondern auch, und zwar hervorragend, durch die Auslegung der Bücher des

Alten Bundes der Heiligen Schrift, sowie durch die Zierlichkeit seiner lateinischen Ausdrucksweise glänzte, war dieser Ort übrigens damals noch einer der bedeutendsten Mittelpunkte für die Dichtung und fast der bedeutendste für die Bühne Deutschlands. Von hier aus hatte Gottsched eine Dichterschule begründet, welche auf Reinheit der deutschen Sprache — und zwar unter Zugrundelegung der hiesigen, der meißnischen Mundart — und auf strenge Gesetzmäßigkeit nach römischen und französischen Mustern in den verschiedenen Gattungen der Dichtung drang und hielt; hier hatte Gottsched die Umgestaltung der Bühne unternommen, indem er die Verbannung der rohen Haupt- und Staatsactionen, der Stegreifspiele und des Hanswursts, an deren Statt aber die Aufnahme von Stücken aus und nach dem Französischen durchsetzte, und, wie geistlos diese Nachbildungen immerhin sein mochten, dadurch doch die Theilnahme der Gebildeten für das Schauspiel weckte; von hier aus trat ferner auch die Gegenwirkung wider Gottsched ins Leben, welche sich in den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" kundgab, und, unter Beibehaltung der Grundsätze über reine und richtige Sprache, größere Freiheit in der Bewegung, entschiedene Herrschaft der Empfindung und engeres

Anſchmiegen an die volksgemäße Dichtung forderte; hier lebte noch der berühmteſte unter den Verfaſſern jener Beiträge, Gellert, der volksthümlichſte aller deutſchen Dichter; von hier aus verbreitete ſich die neue Gattung des deutſchen Singſpiels mit Weiße's Dichtung und Hiller's Muſik über Deutſchland und erfuhr endlich auch das Schauſpiel durch Leſſing jene neue Umbildung, welche die Grundlage unſerer heutigen Bühne geblieben iſt. Ueberdies hatte Leipzig vor andern Univerſitätsſtädten den Vorzug des Beſitzes einer Kunſtakademie und mehrerer, durch ſeine wohlhabenden Handelsherren angelegten Kunſtſammlungen, wie denn auch der großartige Buchhandel viele Gelehrte hierherzog, ſodaß wenige Städte ſich mit der geiſtigen Bedeutung Leipzigs meſſen konnten. Kurz, dieſer Ort ſchloß vieles ein, was den jungen Goethe endlich doch wünſchen ließ, bald hierherzukommen, und andererſeits gab es manches, was ihn von der Heimat hinwegtrieb. Denn hatte ihm ſchon die gewaltſame Löſung ſeines erſten Herzensverhältniſſes den Aufenthalt in der Vaterſtadt peinlich gemacht, ſo erhöhte des Vaters Widerſpruch gegen ſeine Berufsneigung, die er ihrem ganzen Umfange nach gar nicht laut werden laſſen durfte, die Abneigung nur noch mehr, und die heimliche Freude eines Ge-

fangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer sein, als die seine war, als er die Tage schwinden und den October herankommen sah. Die unfreundliche Jahreszeit, die bösen Wege, von denen jedermann zu erzählen wußte, schreckten ihn nicht; der Gedanke, an einem fremden Ort zur Winterszeit Einstand geben zu müssen, machte ihn nicht trübe. Genug, er sah nur seine gegenwärtigen Verhältnisse düster und stellte sich die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete er sich seine Träume, denen er ausschließlich nachhing, und versprach sich in der Ferne mit errungener Selbständigkeit des Berufs nichts als Glück und Zufriedenheit.

Michaelis 1765 kam endlich, sehnlich erwartet, heran. Reisen zwischen Frankfurt und Leipzig konnten damals noch nicht mit leidlich bequemen öffentlichen Fahrposten, wie später, gemacht werden; man war daher auf Extrapost oder Lohnkutscher angewiesen, und um dieses kostspielige Fortkommen einigermaßen zu verwohlfeilern, pflegten diejenigen, welche unumgänglich genöthigt waren, eine solche Reise zu unternehmen, durch öffentliche Bekanntmachung Reisegesellschafter zu suchen — ein Verfahren, wegen dessen jetziger Entbehrlichkeit wir uns beglückwünschen müssen,

das uns jedoch das Mittel an die Hand gegeben hat, dem Namen der Miethherrin Goethe's auf die Spur zu kommen, indem dieſe ſich zuweilen bereit finden ließ, die Anmeldung von ſolchen Fahrtgenoſſen für ihren Miethsmann, Buchhändler Fleiſcher, anzunehmen. Unter Benutzung nun einer ſolchen Reiſegelegenheit fuhr der ſechzehnjährige Goethe mit dem Buchhändler Johann Georg Fleiſcher und deſſen Gattin, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg beſuchen wollte, mit Vergnügen von der Stadt ab, die ihn geboren und erzogen, und er ließ ſie ſo gleichgültig hinter ſich, als wenn er ſie nie wieder betreten wollte.

Unter kleinen Abenteuern verlief die Reiſe. Schon die neuen Gegenden erregten die Aufmerkſamkeit des jungen Goethe; eine Erſcheinung von beweglichen Lichtern, welche er in einer Schlucht zwiſchen Hanau und Gelnhauſen beobachtete, reizte ſeine Wißbegierde; vor Auerſtädt blieb der Wagen bei einbrechender Nacht in dem ſchauderhaften Wege ſtecken, und bei den Bemühungen, ihn wieder herausheben zu helfen, dehnte ſich der junge Reiſende die Bänder der Bruſt in einem Maße aus, daß er erſt nach Jahren die dadurch verurſachten Schmerzen los wurde; am ſelben Tage etwas ſpäter begegnete es ihm noch in Auerſtädt, daß

er zu dem Abendeſſen, welches Fleiſchers und er gemeinſchaftlich mit einem ebenfalls dort übernachtenden vornehmen Ehepaar einnahmen, in der Schlaftrunkenheit mit dem Hute auf dem Kopfe ſich einfand: zu jener Zeit ein ärgerer Verſtoß gegen den Anſtand, als er heutzutage aufgefaßt werden würde, der jedoch durch die Laune der Frau Fleiſcher zu einem Scherze umgewandelt wurde.

Als er in Leipzig anlangte, war es gerade Meßzeit, woraus für Goethe ein beſonderes Vergnügen entſprang; denn er ſah die Fortſetzung eines vaterländiſchen Zuſtandes vor ſich: bekannte Waaren und Verkäufer, nur an andern Plätzen und in einer andern Folge. Er durchſtrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil, beſonders aber zogen ihn die Bewohner der öſtlichen Gegenden, die Polen und Ruſſen, vor allen aber die Griechen an, deren anſehnlichen Geſtalten und würdigen Kleidungen er gar oft zu Gefallen ging.

Eine Wohnung fand er bald. Jener Buchhändler Fleiſcher bewohnte nämlich während der Meſſe ein paar artige, in den als Durchgang belebten Hof ſehende Zimmer im erſten Stock der Großen Feuerkugel, zwiſchen der Univerſitätsſtraße und dem Neumarkt (damals jene der Alte, dieſer der Neue Neumarkt ge-

nannt), und zwar in dem nach letzterm hin gelegenen Gebäudetheil; für die Zeit außer den Messen miethete sich Goethe dort für einen leidlichen Preis ein. Während der Messen und wol während des ganzen Sommers bewohnte er später das Giebelstübchen in dem neuerdings abgetragenen Wirthschaftsgebäude eines Gehöfts in Reudnitz, nachmals Hahnemann's Gasthof, dem Großen Kuchengarten gegenüber. Die leipziger Quartierwirthin, Johanna Elisabeth Straube, geborene Winkler, die Witwe des Kauf- und Handelsmannes auch Handlungsdeputirten Johann Jakob Straube, war eine gute, freundliche, sorgsame Frau. Sie starb am 23. Sept. 1780 im Alter von 84 Jahren.

Als die lebhafte Bewegung der Messe vorüber war, trat Goethen die Stadt selbst mit ihren schönen, hohen und untereinander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf ihn, wie sie denn überhaupt etwas Großartiges hat mit ihren dazumal dem Fremdling ungeheuer erscheinenden Gebäuden, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind, und von denen namentlich Auerbach's Hof mit seinen reichen Läden damals Sammelplatz der vornehmen Welt, eine Art Palais-Royal oder

Marcusplatz war und den in einem Epigramm Taubmann's erhaltenen Namen „das kleine Leipzig" wohl verdiente. Die im Mondschein halb beschatteten, halb beleuchteten Straßen luden Goethe oft zu nächtlichen Spaziergängen ein, in denen er ihre Großartigkeit auf sich wirken ließ.

Wenn aber auch die innere Stadt seit einem Jahrhundert äußerlich im wesentlichen dieselbe geblieben ist, so waren doch deren Ausläufer und Umgebungen ganz andere. Die jetzige Grimmaische und die Petersstraße, der Brühl (nach dem Ranstädter Steinweg zu) und die Hallische Gasse endeten mit langen, gewölbten Thoren; von Thor zu Thor zog sich, hart hinter den Gebäuden der innern Stadt, die hohe, mit mehrern Basteien versehene Festungsmauer; außerhalb der letztern lief ein Graben um die ganze Stadt und jenseit desselben befanden sich die zum Theil mit Bäumen besetzten und als Spazierwege benutzten Glacis, die heutigen Promenaden. Ueber diese hinaus lagen, wie noch jetzt, die Vorstädte, die aber damals sehr unbedeutend waren und mehr einen ländlichen Anstrich hatten, wie denn auch die wohlhabenden Leipziger dort ihren Landaufenthalt während des Sommers nahmen. Doch besaßen diese Vorstädte eine Zier, die dem Wachsthum der Stadt zum Opfer

hat fallen müssen: die großen, schönen, kunstreichen Gärten. Namentlich lagen hier: Groß-Boſen's Garten, deſſen Fläche jetzt die Königs-, Boſen- und Lindenſtraße einnehmen; Klein-Boſen's Garten, da, wo die Weſt- und die Rudolfsſtraße zuſammentreffen; Apel's Garten, deſſen Ueberbleibſel noch in Reichel's Garten mit den einmündenden Straßen zu erkennen ſind; Zacharias Richter's Garten, der zuletzt als Gerhard's Garten am längſten ſeines Rufs ſich erfreute, endlich aber auch ſeine grünen Laubgänge durch ſteinerne Häuſerreihen verdrängen laſſen mußte.

Die gaſtlich geöffneten Räume dieſer Gärten, wie die nahen Vergnügungsorte, als das Roſenthal, Gohlis, die Kohlgärten in Reudnitz, Connewitz, Raſchwitz u. ſ. w., lernte der angehende Student ſchnell kennen und fühlte ſich recht froh und behaglich im Genuß der neuen Freiheit. Er lebte, wie er ſchon am 21. Oct. ſeinem Freunde Rieſe ſchreibt:

So wie ein Vogel, der auf einem Aſt
Im ſchönſten Wald ſich freiheitathmend wiegt,
Der ungeſtört die ſanfte Luft genießt,
Mit ſeinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Buſch zu Buſch ſich ſingend hinzuſchwingen.

Aber auch den Bewohnern Leipzigs trat Goethe bald nahe. Er hatte verſchiedene Empfehlungsbriefe

mitgebracht, die er gleich in den ersten Tagen abgab, und wodurch er in einige gute Häuser Zutritt erhielt. Ein solcher führte ihn auch bei Hofrath Böhme ein, an den Goethe insbesondere gewiesen war, um von ihm Vorschriften für seinen Studiengang zu empfangen. Seinen Mittagstisch nahm er anfänglich bei Professor Ludwig; denn es war damals üblich, daß Professoren Mittagstische für die Studirenden hielten. Als jedoch um Ostern des nächsten Jahres sein nachmaliger Schwager Schlosser auf einer Reise nach Leipzig kam und hier bei dem Weinhändler Schönkopf auf dem Brühl (in dem jetzt mit Nr. 79 bezeichneten Hause), dessen Gattin eine geborene Hauk aus Frankfurt war und der zu Messenszeiten Fremde aufnahm, abstieg, so lernte er hier nicht nur eine ihm mehr zusagende heitere Tischgesellschaft, sondern auch in den Wirthsleuten eine ihn anziehende Familie, vor allen aber in deren Tochter Käthchen ein ihn fesselndes, liebes Mädchen kennen; er entschloß sich deshalb, den Mittagstisch bei Professor Ludwig aufzugeben und fortan bei Schönkopfs zu speisen.

Außer in Schlosser scheint Goethe nur noch in dem nach einem halben Jahr ihm hierher folgenden Studenten Horn und später in Griesbach Landsleuten in Leipzig begegnet zu sein, was bei der Entfernung und Reise-

ſchwierigkeit nicht verwundern kann. Dagegen unterhielt er, anfänglich wenigſtens, einigen Briefwechſel nach der Heimat. Der hauptſächlichſte war der mit ſeiner ihm innigſt ergebenen Schweſter Cornelia, der er nicht nur ſeine Erlebniſſe mittheilte, ſondern auch belehrende Vorträge hielt, indem er dasjenige, was namentlich Gellert ſeinen Zuhörern überliefert oder gerathen, ſehr klug und weiſe gleich gegen ſeine Schweſter wendete, oft ohne einzuſehen, daß das Geſagte einem Jünglinge, nicht aber einer Jungfrau gegenüber angemeſſen war. Ganz erfüllte dieſer Briefwechſel den Zweck freier Herzensergießung freilich nicht; denn Goethe konnte bald bemerken, daß ſein Vater für Cornelien ihn leitete, und ſo war auch er behindert, die Schweſter in den Briefen als Vertraute, was ſie ihm doch war, zu behandeln. In dieſen Briefen bediente ſich Goethe ſtellenweiſe der franzöſiſchen und engliſchen Sprache und zwar, wenn auch nicht ohne Fehler, ſo doch mit Leichtigkeit und Freiheit.

Auch mit dem ſpätern Gatten ſeiner Schweſter, jenem Schloſſer, trat er, nachdem er während deſſen Aufenthalt in Leipzig mit ihm bekannt geworden war, in Briefwechſel und auch hierbei übte er ſich im Franzöſiſchen und Engliſchen.

Unter ſeinen frankfurter Altersgenoſſen waren es

Horn, Rieſe, Moors, vielleicht auch Kehre und andere, außerdem Müller und Trapp in Worms, mit denen er brieflich in Verkehr blieb; durch Horn's Eintreffen in Leipzig um Oſtern 1766 fiel dieſer aus der Zahl der Briefempfänger weg, aber auch die andern Freunde mag Goethe ſpäter, als ihn leipziger Verbindungen mehr und mehr in Anſpruch nahmen, vernachläſſigt haben; denn an Rieſe ſind nur drei Briefe — vom 20. bis 21. Oct. und vom 30. Oct. bis 6. Nov. 1765, ſowie vom 28. April 1766 — und an Moors nur einer vom 1. Oct. 1766 erhalten; doch ſoll Rieſe einige von Goethe's Briefen verbrannt haben. Die Briefe an Horn hat Goethe ſelbſt, als ſie 1827 aus Rieſe's Nachlaß an ihn gelangten, vernichtet. Die vorhandenen Briefe an Rieſe ſind voll ſprudelnder Laune und in der damals viel, z. B. von Uz, beliebten Miſchung von ungebundener und gebundener Rede geſchrieben; letztere iſt bald lyriſchen, bald ſatiriſchen Inhalts. Ein Beiſpiel des erſtern iſt oben angeführt, als Beiſpiel des letztern ſtehe hier das Ende des am 6. Nov. 1765 geſchloſſenen Briefs:

„Apropos! Haſt Du nicht gehört? Der Hofrath beklagt ſich über den Mangel der Mädchen zu Göttingen.

Zu was will er ein Mädchen?
Um die rhetoriſchen Figuren auszuüben,

Und nach der neuſten Art recht hübneriſch zu lieben?
Zu ſehn, ob die Protaſe ein hartes Herz erweicht?
Zu ſehn, ob man durch Regeln der Liebe Zweck erreicht?
Zu ſehn, ob Mimeſis, die Ploce, die Sarcasmen
So voller Reizung ſind wie Neukirchs Pleonasmen,
Und ob er in dem Tone, wie er den Ulſo ſingt,
Mit des Corvinus Verſen das Herz der Schönen zwingt?
Und ob — mein Blatt iſt voll, ich werde ſchließen müſſen.
Die Mädchen meiner Stadt und Kehren ſollt ihr grüßen."

So heiter die Briefe an Rieſe ſind, ſo ernſt iſt dagegen der erhaltene Brief an Moors, da Goethe ſich darin von Vorwürfen zu reinigen beabſichtigt, welche Horn gegen ſeine Geſinnungen erhoben hat, und wir erſehen daraus, daß keineswegs Leichtſinn die Quelle ſeiner Heiterkeit iſt.

Eine Eigenthümlichkeit, die Goethe ſein Leben lang beibehielt, zeigt ſich ſchon hier, daß er nämlich Briefe ſehr häufig in größern Zwiſchenräumen ſchrieb und ſie erſt einige Zeit nach dem Beginn zum Abſchluß brachte; trotz ſeines weiterhin ſo ausgebreiteten brieflichen Verkehrs mochte er doch die Antworten nicht zum bloßen Machwerk werden laſſen, ſondern er ſchrieb oder dictirte — wie ſpäterhin faſt immer — an ſeinen Briefen, wenn ihm Stoff oder Neigung dazu kam und ſolange ſie anhielten; wo beide fehlten, unterließ er die Beantwortung lieber ganz. Kennt man dieſe Eigenthümlichkeit nicht, ſo bleiben manche

Stellen von Briefen räthſelhaft; denn auch die an verſchiedenen Tagen geſchriebenen enthalten meiſt nur Eine Tagesangabe und keine merkliche Unterſcheidung.

Einige Tage nach ſeiner Ankunft in Leipzig, am 19. Oct., wurde Goethe vom damaligen Rector, Profeſſor Ludwig, als akademiſcher Bürger eingeſchrieben, und zwar als Mitglied der „bayeriſchen Nation". Es war nämlich bei der Stiftung der Univerſität im Jahre 1409 durch aus Prag ausgewanderte Docenten und Studenten deren herkömmliche Eintheilung in Nationen beibehalten worden, von welchen jede unter einem Procurator oder Senior eine Gemeinheit für ſich bildete und wieder in Provinzen oder Landsmannſchaften und Diöceſen unter Dechanten zerfiel. Die Nationen der Univerſität Leipzig waren die ſächſiſche, die meißniſche, die bayeriſche oder fränkiſche und die polniſche; zur bayeriſchen gehörten: Oſt- und Weſtfranken, Bayern, Schwaben, Oeſterreich, die Ober- und Niederpfalz, der Oberrhein, Mainz, Heſſen, die Wetterau, Brabant, Lothringen, Elſaß, die Schweiz, Tirol, Kärnten, Steiermark, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland und Irland — ein buntes Gemiſch, welches das rein Aeußerliche der ganzen Einrichtung deutlich erkennen läßt. Dieſelbe fiel indeſſen erſt 1830.

II.

Wissenschaftliche Richtungen.

Wegen seiner Studieneinrichtung war Goethe an den Hofrath und Professor Böhme gewiesen.

Johann Gottlob Böhme war am 20. März 1717 in Wurzen geboren, bildete sich in Leipzig vorzüglich unter Mascow zum Geschichtsforscher, ward 1747 Magister, 1751 außerordentlicher und 1758 ordentlicher Professor der Geschichte, und 1766, nachdem er den Ruf als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Utrecht abgelehnt hatte, kursächsischer Hofrath und Historiograph. Er starb am 30. Juli 1780 an den Folgen eines Schlagflusses, der ihn während seines Lehrvortrags zwei Tage zuvor getroffen hatte. Er schrieb mehrere, von gründlicher Forschung zeugende kleinere geschichtliche Abhandlungen in geschmackvollem Latein, z. B. mehrere über das ältere leipziger Literaturwesen, sowie ein münzwissenschaftliches Werk („Das

sächsische Groschencabinet"); auch gab er die lateinischen Gedichte des Johannes von Hoffen heraus, und endlich sind auch lateinische Gedichte von ihm selbst erschienen.

Vielleicht machten diese letztgedachten Schriften Goethe glauben, Hofrath Böhme werde sein Vorhaben, sich von der Rechtswissenschaft ab- und der Alterthumswissenschaft zuzuwenden, beifällig aufnehmen; doch wartete er vorsichtig ab, bis Fleischers wieder abgereist waren, damit sein Vorsatz den Seinigen nicht allzu geschwind verrathen würde. Sodann begab er sich aber zu dem (auf der Grimmaischen Gasse wohnhaften) Hofrath Böhme und erklärte ihm offen und mit Entschiedenheit seine Absicht. Allein er fand keine gute Aufnahme damit. Jedenfalls konnte es dem Professor nicht gleichgültig sein, wenn ein seiner Obhut anvertrauter junger Mann hinter dem Rücken der Aeltern auf einen andern Beruf losarbeiten wollte, und er betheuerte daher, daß er ohne Erlaubniß derselben einen solchen Schritt nicht zugeben könne. Er suchte ihm aber diesen zugleich ernstlich auszureden. Wennschon der Haß gegen alles, was nach schönen Wissenschaften schmeckte, wie ihn Goethe in der eindringlichen Abmahnung finden wollte, nach der eleganten Bildung Böhme's nicht ernstlich gemeint

gewesen sein kann und auch die Abneigung gegen Gellert, welche Goethe andeutet, kein Grund seines Verhaltens gewesen sein mag, so wandte doch Böhme alle Mittel an, um das von Goethe's Aeltern in ihn gesetzte Vertrauen durch Erhaltung ihres Sohnes auf dem vorgesteckten Pfade zu rechtfertigen; er verunglimpfte die Beschäftigung mit dem Alterthum und mit den Sprachen, noch mehr aber die dichterischen Uebungen, die Goethe im Hintergrunde hatte durchblicken lassen. Er wies ferner darauf hin, daß der Zweck, den Goethe verfolgen wolle, durch die Rechtswissenschaft und ohne Umweg erreicht werde, versprach goldene Berge von den römischen Rechtsalterthümern und der Rechtsgeschichte und erinnerte an so manchen Rechtsgelehrten, wie Eberhard Otto und Heineccius, die sich durch die Eleganz ihrer Bildung ausgezeichnet hatten. Endlich ersuchte er Goethe, die Sache nochmals zu überlegen und ihm seine Gesinnungen bald zu eröffnen, da es wegen des bevorstehenden Anfangs der Vorlesungen nöthig sei, sich ohne Verzug zu entschließen.

Böhme's Beweisführung und das Gewicht, womit er sie vortrug, hatte den biegsamen Jüngling schon überzeugt, und er sah nun erst die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die er sich

im stillen so thunlich ausgebildet hatte. Aber der Professor suchte seinem Schutzbefohlenen, um ihn völlig zu besiegen, noch von einer andern Seite beizukommen. Er veranlaßte seine Frau, Goethe einzuladen; diese brachte ihn dann auf das mit ihrem Manne geführte Gespräch und stellte ihm die Sache nochmals so freundlich, liebevoll und verständig im ganzen Umfange vor, daß er sich nicht enthalten konnte, in der Hauptsache nachzugeben, wogegen er sich nur einige Zugeständnisse einhandelte. Er ließ sich nämlich zwar gefallen, daß Böhme bei Feststellung der zu hörenden Vorlesungen Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen vorschrieb, aber dieser mußte auch den Besuch von Gellert's Literargeschichte und von dessen Uebungen in „deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils", sowie von Ernesti's Vorlesungen über Cicero's „Gespräche vom Redner" gestatten.

Das Collegium philosophicum et mathematicum — eine in der Wolf'schen Philosophie begründete Vereinigung — las Johann Heinrich Winckler. Dieser war am 2. März 1703 zu Wingendorf in der Niederlausitz geboren, auf dem Lyceum zu Lauban für die Universität vorbereitet, die er, und zwar die leipziger, 1724 bezog, und bei welcher er 1728 die

Magisterwürde erhielt. Im Jahre 1730 wurde er Lehrer an der Thomasschule, verheirathete sich im folgenden Jahre mit Johanne Christiane Beerbaum (die 1748 kinderlos starb) und erhielt 1739 eine außerordentliche Professur der Philosophie, 1742 die ordentliche Professur der griechischen und lateinischen Sprache, endlich 1750 die Professur der Naturlehre. Es war bei dem damaligen tiefen Stande der Naturwissenschaften möglich, daß der Mann, der sich erst durch seine Vorlesungen über Wolf'sche Philosophie ausgezeichnet hatte, später einen Ruf durch seine Vorträge und Schriften in der Physik erhalten konnte; namentlich dankte er denselben seinen aufsehenmachenden Untersuchungen über Elektricität, um derentwillen sich die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London bewogen fand, ihn als den ersten Ausländer zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Winckler starb als Decemvir und Senior der Universität am 18. Mai 1770.

Goethe besuchte das Collegium anfangs emsig und treulich; doch wollte ihn die Philosophie keineswegs aufklären. In der Logik kam es ihm wunderlich vor, daß er diejenigen Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zer-

ſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr ſo viel zu wiſſen als der Lehrer ſelbſt, und es ſchien ihm an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles in ziemlicher Folge bis gegen Faſtnacht, wo in der Nähe des Hörſaals des Profeſſor Winckler auf dem Thomaskirchhof gerade um die Stunde ſeiner Vorleſungen die köſtlichſten Pfannkuchen heiß aus dem Ofen kamen, wodurch dann viele Hörer, unter denen Goethe, ſich dergeſtalt verſpäteten, daß ihre Hefte locker wurden und das Ende derſelben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich zerſchmolz und ſich verlor. — Winckler hatte ſpäter das Misgeſchick, daß ſeine Vorleſungen auch mit den Bühnenvorſtellungen ins Gedränge kamen, und er wußte jenen den Vorrang nur dadurch zu ſichern, daß er 1768 eine Beſchränkung der letztern auf wöchentlich zwei auswirkte.

Nachmals hörte Goethe bei Winckler auch Phyſik. Gegen die Lehre Newton's vom Lichte damals ſchon Zweifel zu erheben, hatte er keine Urſache, weil er dabei keine ſelbſtändigen Unterſuchungen anſtellte, auch Winckler das heiklige, immer mislingende Experiment nicht vorführte, welches in Drehung einer mit den ſieben Farben bemalten Scheibe beſteht, wobei

letztere angeblich weiß erscheinen soll. Dagegen waren Goethen noch im Alter die sämmtlichen Versuche über Elektricität, welche Winckler sehr umständlich und mit Liebe behandelte, durchaus gegenwärtig; er erinnerte sich noch, daß die Gestelle alle blau angestrichen waren und ausschließlich blaue Seidenfäden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats gebraucht wurden, was ihm auch immer wieder einfiel, wenn er über die blaue Farbe dachte.

In der Rechtswissenschaft hörte Goethe, wie jeder Anfänger, im ersten Halbjahr über die Institutionen, vielleicht auch schon über die Pandekten — bei wem? erfahren wir nicht; es haben aber zu jener Zeit über erstere gelesen: Apelt, Funckler, Schott und Sammet, bei deren letztern einem er sie wahrscheinlich gehört haben wird, da diese beiden zugleich über die Pandekten lasen. Hierbei zeigte sich aber der Nachtheil einer solchen Vorbereitung für die Fachwissenschaften, welche nur einen Vorbegriff gibt, aber nicht erschöpfend ist. Goethe war durch seinen Vater angehalten worden, nach einem aus Fragen und Antworten bestehenden Uebungsbuche von Hopp die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft zu erlernen, hatte das Buch auch auswendig gelernt, um den Inhalt für immer im Gedächtniß zu behalten, und fand es nunmehr in

den Vorlesungen langweilig, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was der Lehrer zu überliefern für gut fand und was gerade so viel war, als er schon wußte. Der erste hartnäckige Fleiß im Nachschreiben wurde daher nach und nach gelähmt und es wurde mit dem Besuch der juristischen Collegien bald ebenso schlimm wie mit dem des philosophischen. Nichtsdestoweniger gewann Goethe hier eine gute Einsicht in die Rechtserforderniſſe, obschon sein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer Ueberblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte; aber das akademische Leben gewährt auch dem weniger Fleißigen in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile dadurch, daß die Umgebung stets aus Menschen besteht, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, sodaß aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung gezogen wird. Im übrigen war es weniger das geschriebene Recht, was seinen Eifer rege machte, als vielmehr die Geschichte der Gründe und der Entwickelung der Gesetze.

Bei Hofrath Böhme selbst hörte Goethe Geschichte und Anleitung zur Kenntniß der Staaten, im zweiten Halbjahr deutsche Reichshistorie und ferner das allgemeine Recht des Deutschen Reichs. Hier wurde der Zweck in anderer Weise vereitelt; Goethe besuchte

zwar schon seines persönlichen Verhältnisses zu Böhme wegen die Vorlesungen fort, allein anstatt gehörig nachzuschreiben, bildete er die im deutschen Staatsrechte aufgeführten Personen, als den Kammerrichter, die Präsidenten und Beisitzer mit seltsamen Perrüken an dem Rand seines Heftes ab, durch welche Possen er seine aufmerksamen Nachbarn zerstreut und zum Lachen gebracht hatte. Dies nahm Böhme, als es ihm verrathen wurde, sehr übel; Goethe erschien ihm nicht fleißig genug und leichtsinnig, er machte demselben Vorwürfe, und da er überhaupt nicht die glückliche Gabe hatte, mit jungen Leuten umzugehen, sich ihr Vertrauen zu erwerben und sie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten, auch Goethe niemals Gewinn davon hatte, wenn er ihn besuchte, so war die endliche Folge, daß dieser Böhmen vermied und so mit ihm auseinanderkam.

Der Weltgeschichte, welche er muthmaßlich bei dem in diesem Fache schon berühmten Johann Matthias Schröckh gehört haben wird, konnte Goethe auch nichts abgewinnen; einflußreicher waren aber auf ihn Gellert's Vorlesungen.

Christian Fürchtegott Gellert, geboren am 4. Juli 1715 zu Hainichen, unterrichtet auf der Fürstenschule zu Meißen, studirte von 1734 ab in Leipzig Theo-

logie, kam, nach dem er sich inzwischen seinen Unterhalt als Hauslehrer erworben hatte, 1741 abermals hierher und beschäftigte sich zunächst nur mit Schriftstellerei, indem er sich namentlich an die für Hebung der deutschen Sprache und Literatur mit Erfolg wirkenden sogenannten Verfasser der „Bremer Beiträge" anschloß, welche in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Leipzig aus wirkten und zu denen Karl Christian Gärtner, Johann Andreas Cramer, Johann Adolf Schlegel, Johann Elias Schlegel, Gottlieb Wilhelm Rabener, Konrad Arnold Schmid, Johann Arnold Ebert, Just Friedrich Wilhelm Zachariä, Nikolaus Dietrich Giseke, Gottlieb Fuchs, Friedrich Gottlieb Klopstock u. a. gehörten. Gellert erwarb sich dabei vorzüglich durch seine Fabeln einen solchen Ruf, daß ihm 1751 eine Professur der Philosophie angeboten wurde, die er in seiner Bescheidenheit und Aengstlichkeit nur mit Zögern annahm, in der er aber dann segensreich bis zu seinem am 13. Dec. 1769 erfolgten Tode wirkte.

Goethe hatte Gellert als denjenigen der leipziger Professoren, welcher den am meisten verbreiteten Ruf genoß, gleich anfangs besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen,

eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts — alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester zu sein, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht jedem noch zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist. Eine solche Vorsicht war wol nothwendig; denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Bei Gellert hörte Goethe Sittenlehre, und er besuchte seine Uebungen im Stil. Jene hatte sich Gellert nach seinem frommen Gemüth aufgesetzt und trug sie öffentlich vor, um sich dadurch gegen das Publikum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht zu entledigen. Seine Schriften waren lange schon die Grundlage der deutschen sittlichen Bildung, und jedermann wünschte sehnlich jenes Werk über die Sittenlehre gedruckt zu sehen; da dies aber nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst lesen zu hören. Der philosophische Hörsaal war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edeln Mannes am

Wohl seiner jungen Zuhörer, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wol einen augenblicklichen Eindruck, allein er hielt nicht lange nach, um so weniger, als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Lehrweise verdächtig zu machen wußten. So erkundigte sich ein reisender Franzose bei Goethe und seinen Freunden nach den Grundsätzen und Gesinnungen des Mannes, welcher einen so ungeheuern Zulauf hatte, und sagte, als ihm der nöthige Bericht gegeben war, kopfschüttelnd: „Laissez le faire; il nous forme des dupes."

Nun bediente sich Gellert aber auch nicht der Gewalt, die er über die ihn verehrenden jungen Leute hätte ausüben können; er hatte freilich nicht die Zeit, den Beichtvater zu machen und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines jeden zu erkundigen; er nahm die Sache daher sehr im Ganzen und glaubte die Jünglinge mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen, weshalb er denjenigen, welchen er einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob er denn auch fleißig in die Kirche gehe? wer sein Beichtvater sei? ob er das heilige Abendmahl genieße?

Solche Fragen konnten Goethen nicht erwünscht kommen. Seine Vorbereitung zum erstmaligen Abendmahlsgenuß und dieser selbst waren so wenig erhebend gewesen, daß er sich alsbald den Vorwurf machte, als ein Unwürdiger an diesen Genuß herangetreten zu sein. Der Ausspruch des Apostels Paulus im ersten Brief an die Korinther (11, 29), daß, wer unwürdig esse und trinke, sich selber das Gericht esse und trinke, hatte früh einen ungeheuern Eindruck auf ihn gemacht. Alles Furchtbare, was er in den Geschichten des Mittelalters von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was die Bibel von der Quelle erzählt, welche dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht — das alles stellte sich seiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, alles auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches ihm um so schrecklicher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte und die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt wurde, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen. Dieser düstere Gewissenszweifel quälte

Goethe dergestalt, und die Auskunft, die man ihm als hinreichend vorstellen wollte, erschien seinem klaren Sinne so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild an furchtbarem Ansehen nur gewann, und er sich, sobald er Leipzig erreicht hatte, wie von manchem andern Zwang, auch von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte.

Nicht als ob er dabei die Beschäftigung mit den höchsten Gedanken der Menschheit überhaupt abzuthun gemeint gewesen wäre, vielmehr unterließ er nicht, auch auf diesem Gebiete des Wissens und Forschens den Bewegungen der Zeit zu folgen. Gesunder Menschenverstand hatte sich um jene Zeit gegen das Dunkle, Unnütze, Geistlose der Schulphilosophie namentlich im protestantischen Deutschland und in der Schweiz erhoben und war mit seinen Bedenken auch gegen das noch unangetastete Ansehen der Bibel vorgegangen. Engländer, Franzosen und Deutsche hatten sie angegriffen und vertheidigt, und es hatte sich aus diesen Zwistigkeiten eine gründlichere Erforschung der Sprachen, Oertlichkeiten, Volkseigenthümlichkeiten, Bodenerzeugnisse und Naturerscheinungen des Morgenlandes entwickelt, um hierin Hülfsmittel zur Erklärung der Heiligen Schrift zu finden, während von anderer Seite deren göttliche Eingebung aus sich

selbst durch Conjecturen, Rechnungen und andere geistreiche und seltsame Combinationen gerade der dunkelsten und geheimnißvollsten Schriften zu erklären, der Erfolg der darin enthaltenen Weissagungen zu begründen und dadurch der Glaube an das zu Erwartende zu rechtfertigen gesucht wurde.

Leipzig selbst war damals Schauplatz eines solchen Zwiespalts im Bereich der Kirche; ihre Vertreter waren Christian August Crusius und Johann August Ernesti.

Der erstere, 1715 zu Leune bei Merseburg geboren, und gestorben 1775 als Professor der Philosophie und Theologie zu Leipzig, trat der damals herrschenden Leibniz-Wolf'schen Philosophie, weil ihm diese die christlichen Glaubenslehren zu gefährden schien, mit einem selbständigen tiefsinnigen System entgegen; allein obschon nach seinem Tode selbst Kant seine Verdienste anerkannte und ihn den vorzüglichsten Beförderer der Philosophie nannte, so fand er doch bei Lebzeiten nur bei denen Anerkennung, die ihm auch als Theologen anhingen. Als solcher gehörte er zu denen, welchen der prophetische Theil der Heiligen Schrift am meisten zusagte, indem er die zwei entgegengesetztesten Eigenschaften des menschlichen Wesens zugleich in Thätigkeit bringt: das Gemüth und den

Scharfsinn. War er durch diese Richtung seiner Lehre von Andersdenkenden als Schwärmer verrufen, so übertrug sich diese Abneigung auch auf seine Philosophie, wo man gerade Klarheit suchte, und es erklärt sich dadurch mit deren geringe Verbreitung.

Der Führer seiner Gegner, Ernesti, war am 4. Aug. 1707 zu Tennstädt geboren, erhielt nach anfänglicher Vorbereitung durch Hauslehrer nach des Vaters Tode seine Schulbildung in Schulpforta, bezog 1726 die Universität zu Wittenberg und 1728 die zu Leipzig, wurde 1730 Magister, 1731 Conrector und 1734 Rector an der Thomasschule, 1742 außerordentlicher Professor der alten Literatur an der Universität, 1756 ordentlicher Professor der Beredsamkeit, 1759 Professor der Theologie, sowie er außerdem Domherr zu Meißen, Beisitzer des Consistoriums, Decemvir der Universität, Senior der meißnischen Nation, Präsident der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft ward, und starb am 11. Sept. 1781. Er war in mehr als einem wissenschaftlichen Gebiete Begründer einer neuen Zeit. Durch seine Zusammenstellung der Schulwissenschaften in dem oft aufgelegten Werke „Initia doctrinae solidioris" erwarb er sich den Ehrennamen: Praeceptor Germaniae, in seiner Ausgabe des Cicero und der „Clavis Cicero-

niana" sowie in den kritischen Ausgaben mehrerer anderer römischer und griechischer Schriftsteller zeigte er sich als gründlicher Kenner des Alterthums; ein ganz vorzügliches Latein zeichnete seine Schriften aus, und mit seinen theologischen Werken, namentlich der „Institutio interpretis Novi Testamenti" führte er diejenige Auslegung der heiligen Schriften ein, welche vom Sprachlichen ausgeht und welche seitdem Grundlage des wissenschaftlichen Verfahrens geblieben ist. Hierdurch drohte Ernesti, wenn er sich auch nicht entschieden der Rechtgläubigkeit entgegenstellte, dennoch das Dunkel, in welchem Crusius und seine Anhänger sich gefielen, nicht blos aufzuhellen, sondern völlig zu vertreiben, woraus Händel, Haß, Verfolgung und manches Unannehmliche entstand.

Goethe hielt sich zur klaren Partei und suchte sich ihre Grundsätze und Vortheile zuzueignen, und ob er sich gleich zu ahnen erlaubte, daß durch diese höchst löbliche, verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müsse, so war doch seine kirchliche Anschauung dabei eine solche, daß ihm Gellert's Anermahnungen drückend werden mußten und er auf dessen besorgliche Fragen nicht zufriedenstellend zu antworten vermochte. Dennoch mochte Goethe Gellert bei

deſſen ohnehin lakoniſcher Behandlungsart, womit er Zudringlichkeiten abzulehnen genöthigt war, mit ſeinen wunderlichen Bedenken nicht beläſtigen, um ſo weniger, als er ſich derſelben in heitern Stunden ſelbſt ſchämte und zuletzt dieſe ſeltſame Gewiſſensangſt mit Kirche und Altar völlig hinter ſich ließ. Unter dieſen Umſtänden war es freilich erklärlich, daß Gellert den mit ſeiner kirchlichen Geſinnung ſchlecht beſtehenden Goethe mit Wehklagen entließ, wodurch dieſer aber mehr verdrießlich als erbaut wurde, wie herzlich er den verehrten Lehrer auch liebte.

Ueberdies wußte die gute Geſellſchaft, die nicht leicht etwas Würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den ſittlichen Einfluß, welchen Gellert auf die ſtudirende Jugend haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Dänen, die ihm beſonders empfohlen waren, beſſer als die übrigen unterrichte und eine ausgezeichnete Sorge für ſie trage; bald wurde es ihm als Eigennutz und Verwandtenbegünſtigung angerechnet, daß er eben für dieſe jungen Männer einen Mittagstiſch bei ſeinem Bruder hatte einrichten laſſen. Dieſer, Friedrich Leberecht, geboren am 11. Nov. 1711, geſtorben am 8. Jan. 1770 als Oberpoſtcommiſſar, ein großer, anſehnlicher, derber, kurz

angebundener, etwas roher Mann, sollte Fechtmeister gewesen sein und bei allzu großer Nachsicht seines Bruders die edeln Tischgenossen manchmal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder sich dieser jungen Leute annehmen zu müssen, und zerrte so den guten Namen des trefflichen Gellert dergestalt hin und wieder, daß Goethe und seine Studiengenossen, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgültig gegen ihn wurden und sich nicht mehr vor ihm sehen ließen, wiewol sie ihn immer aufs beste grüßten, wenn er auf seiner zahmen Schecke einhergeritten kam, die er jedoch, beiläufig gesagt, nicht, wie Goethe erzählt, vom Kurfürsten, sondern vom Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, von Kalckreuth (dem spätern Feldmarschall und Grafen) geschenkt erhalten hatte. Erst nachdem diese Schecke gestorben war, gegen Ende des Jahres 1768, also nach Goethe's Abreise von Leipzig, schenkte ihm der Kurfürst, nachmalige König Friedrich August ein anderes Pferd, das aber ebenfalls kein Schimmel, wie es Goethe nennt, sondern ein Brauner war.

Zugänglicher für kirchliches Wesen war Goethe durch Freundeseinfluß. Schon mit seinem Stubennachbar, einem Candidaten der Theologie, unterhielt er sich häufig über dergleichen Gegenstände. Derselbe

hieß Johann Christian Limprecht, war 1741 in Grimma geboren, verlor seinen Vater, Johann Martin, in seinem zehnten Jahre, und seine Mutter, Maria Dorothea, geb. Engelmann, mußte sich kümmerlich durchhelfen. Der Knabe kam 1753 nach Leipzig auf die Thomasschule, hatte hier anfänglich mit drückender Armuth zu kämpfen, fand aber bald in dem Oberschöppen und Gerichtsschreiber Benedict Winckler und dessen Schwester, der verehelicht gewesenen Straube, bei welcher er die Wohnung hatte, seine Wohlthäter. Durch Empfehlung des erstern erhielt er eine Freistelle an der Thomasschule; er konnte zu Michaelis 1762 die Universität beziehen, wobei ihn auch noch Professor Ludwig u. a. unterstützten, und als er infolge übermäßigen Lesens bis in die tiefste Dämmerung, ja sogar, um das wenige Oel zu ersparen, bei Mondschein, an den Augen litt, erwies sich Frau Straube ferner wohlthätig gegen ihn, sowie ihm auch Goethe unter die Arme griff. Im Jahre 1775 erwarb er sich die Magisterwürde, wurde durch die Erbschaft, welche ihm eine alte Frau (die Straube?) hinterließ, wohlhabend, erlangte die Ehrenmitgliedschaft beim ältern montägigen Predigercollegium und starb, fast erblindet, am 5. Sept. 1812. Verheirathet scheint er nie gewesen zu sein.

Limprecht mochte jedoch zu schüchtern zu Werke gehen, denn er brachte keine Wandlung in Goethe hervor, und erst später gab dieser ihm von Strasburg aus beruhigende Nachrichten über sein kirchliches Verhalten. Dagegen gelangte Goethe in der Freundschaft mit Langer, von dessen Lebensverhältnissen später noch näher die Rede sein wird, allmählich bis zu der Stufe, auf welcher sich die Tiefe der religiösen Gesinnungen, der Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben und welche sowol den Grund einer Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren, dem Freunde aufschließt. Wenn sich nun in Bezug auf die christliche Religion die lebhaftesten und geistreichsten Männer als Schmetterlinge erweisen, welche ganz uneingedenk ihres Raupenstandes die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind; andere dagegen, treuer und bescheidener gesinnt, den Blumen verglichen werden können, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüte entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Wurzelstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen, so gehörte Langer zu dieser letztern Art. Denn obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, mochte er doch der Bibel vor andern

überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als eine Urkunde ansehen, aus welcher wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, zu welcher er überall in irdischen und himmlischen Dingen etwas Aehnliches zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und schlüssig, fand bei Goethe leicht Gehör, als dieser im letzten Jahre seines leipziger Aufenthalts, durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest, wie er war, kam es blos auf den Glauben an, das, was er menschlicherweise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, was ihm um so leichter fiel, da er die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden, war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so wußte doch Goethe nicht recht

sich ohne Gefühl und Begeisterung mit dem Neuen Testament zu beschäftigen.

Man hat Goethen vielfach das Schwanken in Glaubenssachen, welches sich auch weiterhin aus den verschiedenen, im Laufe seines Lebens gethanen Aeußerungen kundgibt, zum Vorwurf gemacht, ja nach mancher derselben hat man ihn einen Heiden nennen zu dürfen geglaubt. Die Angreifer überlegen aber nicht, daß ein zeitlebens rastlos strebender Geist, wie der seine, in diesem Gebiete, seiner Unendlichkeit nach, niemals zum Abschlusse kommen und sich ebenso wenig zu einem entsagenden Glauben, als dem Ende alles Wissens und Forschens, verstehen konnte, solange er neue Aussichten von dem immer wachsenden Standpunkte seiner Kenntnisse aus in das Reich der Ewigkeit gewann und zu neuen Ansichten darüber durch die aus den Gesetzen der sittlichen Welt gezogenen Schlüsse gelangte. Goethe war dabei nicht nur im allgemeinen religiös und gottergeben, sondern er war auch wahrhaftiger Christ, und dies nicht erst, wie gewisse heilsorgliche Leute entdeckt zu haben wähnen, als hohes Alter ihn dringender an den Tod mahnte, sondern auf allen Altersstufen. Zwar verstand er die Auserwählten beinahe ebenso wenig, als sie ihn, aber wenn er gegen frömmelnde Rechtgläubigkeit sich

bisweilen schroff aussprach, so geschah es doch nur im Unwillen über jene Gesinnung, welche auf ihre Beschränktheit stolz, in deren Erkenntniß aber darauf bedacht ist, ihren leichten Erwerb auf Kosten der Freiheit und Entwickelung des Geistes ängstlich vor jedem Abbruch zu wahren; es geschah aus seinem lebenslangen Haß gegen Schlaffheit, Selbstgenügen und Ueberhebung.

Aber wie in Sachen des Glaubens trieb Goethen, obgleich er manche Vorlesungen vernachlässigen mochte, dennoch auch in Sachen des Wissens ein heißer Drang. Ist auch nicht leicht ein Kind, ein Jüngling von einigem Geist, dem es nicht von Zeit zu Zeit einfiele, nach dem Woher, Wie und Warum derjenigen Gegenstände zu fragen, die man gewahr wird, so lag doch in Goethe vorzugsweise und entschieden das Bedürfniß, nach den Maximen zu forschen, aus denen ein Kunst- oder Naturwerk, irgendeine Handlung oder Begebenheit herzuleiten sein möchte. Dieses Bedürfniß fühlte er freilich in seiner leipziger Zeit nicht mit voller Deutlichkeit; aber je unbewußter er sich bei einer solchen Richtung war, desto ernstlicher, leidenschaftlicher, unruhiger, emsiger ging er dabei zu Werke, und weil er nirgends eine Anleitung fand, die ihn auf seiner Bildungsstufe bequem gefördert hätte, so

machte er den Weg unzähligemal vor- und rückwärts, wie es uns in einem künstlichen Labyrinth oder in einer natürlichen Wildniß wol begegnen mag. Man nannte aber, was hier Maximen genannt ist, damals Gesetze, und glaubte wol, daß man sie geben könne, anstatt daß man sie hätte aufsuchen sollen.

Hatte Goethe sich auch in der Kunst nach und nach seine Grundsätze gebildet, so quälte ihn doch mehr noch das Leben selbst, wo ihm eine Magnetnadel gänzlich fehlte, die ihm um so nöthiger gewesen wäre, da er jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr und also jeden Augenblick zu stranden Gefahr lief. Wie viel Trauriges, Aengstliches, Verdrießliches war ihm schon begegnet; wie er einigermaßen umherschaute, so fand er sich keinen Tag vor ähnlichen Ereignissen und Erfahrungen sicher. Schon mehrere Jahre lang hatte ihm das Glück mehr als einen trefflichen Mentor zugesandt, und doch je mehr er ihrer kennen lernte, desto weniger gelangte er zu dem, was er eigentlich suchte. Der eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der andere in eine gewisse Gewandtheit, der dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn, der vierte in Frömmigkeit, der fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der folgende in eine un-

zerstörbare Heiterkeit und so immer fort, sodaß Goethe vor seinem zwanzigsten Jahre die Schulen fast sämmtlicher Moralphilosophen durchlaufen hatte. Diese Lehren widersprachen einander öfter, als daß sie sich untereinander hätten ausgleichen lassen. Durchaus aber war immer von einer gewissen Mäßigkeit die Rede, von welcher er, seinem Naturell nach, am wenigsten begriff und wovon man überhaupt in der Jugend — weil Mäßigkeit, wenn sie nicht angeboren ist, das klarste Bewußtsein fordert — nichts begreifen kann und bei allem Bestreben danach nur desto unmäßigere, ungeschicktere Streiche macht. Alle diese Gedanken und Denkweisen waren nun aber einmal bei dem jungen Goethe aufgeregt, und wenn das Jünglingsleben auch noch so heiter, frei und lebhaft hinschritt, so ward er doch oft genug an jene wünschenswerthe und unbekannte Norm erinnert.

Goethe war unzufrieden mit seiner Umgebung, weil er sich einbildete, daß sie nicht immer mit ihm zufrieden sei. Mit der willkürlichsten Laune nahm er übel auf, was ihm hätte zum Vortheil gereichen können, entfernte manchen dadurch, mit dem er bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bei allerlei Widerwärtigkeiten, die er sich und andern, es sei nun im Thun oder Unterlassen, im

Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es ihm an Erfahrung fehle. Das Gleiche sagte wol irgendein Gutdenkender, der Goethe's dichterische Arbeiten sah, besonders wenn sie sich auf die Außenwelt bezogen. Er beobachtete diese, so gut er konnte, fand aber wenig Erbauliches daran und mußte noch immer genug von dem Seinigen hinzuthun, um sie nur erträglich zu finden. Nun setzte er insbesondere einem erst weiterhin nach seinen Lebensumständen und Wunderlichkeiten ausführlich zu erwähnenden Freund, Behrisch mit Namen, manchmal zu, er solle ihm deutlich machen, was Erfahrung sei? Weil derselbe aber voller Thorheiten steckte, so vertröstete er den Frager von einem Tage zum andern und eröffnete ihm zuletzt nach großen Vorbereitungen: die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrener die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Hierüber ausgescholten und zur Rede gesetzt, versicherte Behrisch: hinter diesen Worten stecke ein großes Geheimniß, das man alsdann erst begreifen könne, wenn man erfahren habe, wie das Erfahren immer erfahrener und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werde — und immer so weiter; denn es kostete ihm nichts, viertelstundenlang so fortzusprechen. Wollte

Goethe über ſolche Poſſen verzweifeln, ſo betheuerte jener, daß er dieſe Art, ſich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neueſten und größten Schriftſtellern gelernt, welche darauf aufmerkſam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im Stillen immer ſtiller werden könne.

Zufälligerweiſe hörte Goethe in guter Geſellſchaft einen Offizier, der ſich in Leipzig auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrenen Mann rühmen, der den Siebenjährigen Krieg mitgefochten und ſich ein allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht ſchwer ſich ihm zu nähern, und Goethe luſtwandelte öfters mit ihm. Jenem war der Begriff von Erfahrung beinahe fix im Gehirn geworden, und das Bedürfniß, ſich ihn klar zu machen, leidenſchaftlich. Offenmüthig, wie Goethe war, entdeckte er dem Offizier die Unruhe, in welcher er ſich befand. Dieſer lächelte und war freundlich genug, dem jungen Wißbegierigen im Gefolge ſeiner Fragen etwas von ſeinem eigenen Leben und von der nächſten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig Beſſeres herauskam, als daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unſere beſten Gedanken, Wünſche und Vorſätze unerreichbar ſeien, und daß man denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und ſie mit Lebhaf-

tigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrenen Menſchen halte.

Da der Offizier jedoch ein wackerer, tüchtiger Mann war, ſo verſicherte er Goethen, die Grillen ſelbſt noch nicht ganz aufgegeben zu haben und ſich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übriggeblieben, noch ganz leidlich zu befinden. Er wußte darauf vieles vom Kriege zu erzählen, von der Lebensweiſe im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, beſonders inſofern er Antheil daran genommen, da denn dieſe ungeheuern Ereigniſſe, indem ſie auf ein Einzelweſen bezogen wurden, ein gar wunderliches Anſehen gewannen. Goethe bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher beſtandenen Hofverhältniſſe, welche ganz märchenhaft zu ſein ſchienen; er hörte von der körperlichen Stärke Auguſt's II., den vielen Kindern deſſelben und ſeinem ungeheuern Aufwand, ſodann von des Nachfolgers Kunſt- und Sammlungsluſt, vom Grafen Brühl und deſſen grenzenloſer Prunkliebe, deren einzelnes beinahe abgeſchmackt erſchien, von den vielen Feſten und Prachtergötzungen, welche ſämmtlich durch den Einfall Friedrich's II. in Sachſen abgeſchnitten worden. Nun lagen die königlichen Schlöſſer zerſtört, die Brühl'ſchen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von allem

nur ein sehr beschädigtes herrliches Land übriggeblieben.

Als der Offizier Goethen über jenen unsinnigen Genuß des Glücks verwundert und sodann über das erfolgte Unglück betrübt sah und ihm bemerklich machte, wie man von einem erfahrenen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beiden erstaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen solle, so fühlte Goethe große Lust, in seiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin jener ihn bestärkte und recht angelegentlich bat, er möchte sich bis auf weiteres immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen soviel als möglich abzulehnen suchen, wenn sie sich aufdringen sollten. Einst aber, als wieder im allgemeinen die Rede von Erfahrung war und Goethe die possenhaften Aeußerungen seines Freundes Behrisch erzählte, schüttelte der Offizier lächelnd den Kopf und sagte: „Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen, und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen.“ Und als Goethe in ihn drang, versetzte er mit seiner verständig heitern Weise: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren

Freund commentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts anderes sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft."

Allmählich kam jedoch Goethe zu der Ueberzeugung, daß die Erfahrung die einzige echte Wissenschaft sei; damit befestigte sich aber auch die andere bei ihm, daß die philosophischen Lehrgebäude, die er ja alle kennen gelernt hatte, insgesammt unzulänglich seien. Das schmerzliche Gefühl dieser Einsicht mahnte ihn an jene Frage Samuel's: „Sind das die Knaben alle?" die dieser hinwarf, als ihm die Knaben Isai's vorgeführt wurden und er den nicht darunter fand, den er mit prophetischem Geiste suchte: den von Gott zum künftigen König Israels bestimmten König David. Anspielend darauf, drängte es Goethen, auszurufen:

Den Männern zu zeigen —
Ach, ich war auch in diesem Falle!
Als ich die Weisen hört' und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß,
Da fragt' ich: aber sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Um seine Wißbegierde zu befriedigen, ließ Goethe keine Gelegenheit vorübergehen, und benutzte deshalb

auch die an Werken über Buchdruckerei und deren Wachsthum reiche Bücherſammlung des Buchdruckereibeſitzers Bernhard Chriſtoph Breitkopf, um ſich in dieſem Fache Kenntniſſe zu verſchaffen.

Eine Gelegenheit anderer Art zur Erweiterung ſeines Wiſſens fand ſich an dem Mittagstiſch des Profeſſors Chriſtian Gottlieb Ludwig. Derſelbe war 1709 zu Brieg geboren und widmete ſich der Arzneiwiſſenſchaft, zu welchem Zweck er die hieſige Univerſität beſuchte. Dabei wandte er jedoch ſeinen Fleiß beſonders der Pflanzenkunde zu, was Anlaß gab, ihn an der von Auguſt II., König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, ausgerüſteten wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Afrika theilnehmen zu laſſen, von welcher er 1733 zurückkehrte. Er erlangte das Doctorat der Medicin 1737, wurde 1740 außerordentlicher und 1747 ordentlicher Profeſſor der Medicin, ſpäter Hofrath und beſtändiger Dekan der Facultät, ſchrieb mehrere botaniſche und mediciniſche Werke und ſtarb 1773.

An ſeinem Mittagstiſch, den er für junge Leute hielt, befanden ſich, als Goethe daran theilnahm, außer dieſem und Morus nur angehende Aerzte, ſo namentlich Lavater und wahrſcheinlich auch Kapp; doch könnte dieſer auch an Schönkopf's Mittagstiſch mit Goethe zuſammengekommen ſein. Chriſtian

Erhard Kapp, der Sohn des Professors der Beredsamkeit zu Leipzig, wurde am 23. Jan. 1739 geboren, besuchte die Nikolaischule hier und das Gymnasium zu Hof, aus dessen Nähe sein Vater gebürtig war, bezog 1758 die Universität Leipzig, nahm Antheil an der damaligen Literaturbewegung, erlangte 1763 das Baccalaureat und, nachdem er inzwischen Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England und Holland bereist hatte, 1768 das Doctorat in der Medicin. Seine Vertrautheit mit den Sprachen veranlaßte ihn, französische und englische Werke seiner Wissenschaft ins Deutsche zu übertragen; einen größern Ruf aber erwarb er sich als ausübender Arzt, namentlich durch seine Sicherheit in Erkennung der Krankheiten und deren psychiatrischer Behandlung; deshalb kamen nicht nur weither Kranke zu ihm, und er hatte nicht blos in den böhmischen Bädern, in denen er häufig weilte, reichlichen Zuspruch, sondern erhielt auch Rufe nach Petersburg, Stockholm und Paris, die er aber ebenso, wie den als königlicher Leibarzt nach Dresden, seiner Gesundheit halber ablehnte. Er gab deshalb auch 1808 seine Praxis ganz auf und zog sich nach Dresden zurück, wo seine, mit dem nachmaligen Consistorialpräsidenten von Weber verheirathete Tochter lebte. Dort starb er am 30. Sept. 1824.

Er war zuerst mit einer Dumont aus Leipzig und dann mit Zollikofer's Witwe verehelicht.

Diethelm Lavater, der jüngere Bruder des eine Reihe von Jahren mit Goethe innigst befreundeten Geistlichen und Physiognomikers Kaspar Lavater, war am 5. Oct. 1743 in Zürich als Sohn des Doctors der Medicin Heinrich Lavater geboren, trat nach beendigter Schulbildung als Lehrling in seines Oheims Apotheke ein und erlangte nur schwer dieses Familienoberhauptes Zustimmung zum Studiren, ging dann Ostern 1765 nach Leipzig, ward 1767 Doctor der Medicin in Halle, bereiste hierauf einen Theil Deutschlands, ehe er nach Zürich zurückkam, übernahm 1774 nach seines Vaters Tode dessen Kundschaft, im nächsten Jahre nach seines Oheims Tode dessen Apotheke, wurde in demselben Jahre zum Mitglied des Großen Raths gewählt, 1778 Mitglied der Reformationskammer, im folgenden Jahre durch diese Aufseher der Handhabung der Sittenpolizei und Mitglied des Sanitätsraths, 1788 Examinator und Assessor Synodi (weltliches Mitglied des Kirchenraths) und Spitalpfleger, 1792 Mitglied des Kleinen Raths und in diesem Nachgänger (Verhörrichter) sowie Mitglied des Geheimen Raths. Diese vielfachen Beweise des Vertrauens seiner Mit-

bürger verdankte er seinem streng rechtlichen und sittlichen, selbst nicht durch Freundschaft bestechlichen Charakter, der sich auch in seinen beinahe starr zu nennenden Zügen kundgab. Während der revolutionären Bewegungen von 1794 — 99 wurden ihm verschiedene mißliche Aufträge zugetheilt; durch die französischen Bedrückungen verlor er sein nicht unbeträchtliches Vermögen, war dann 1799 Mitglied der von den siegreichen Oesterreichern eingesetzten Interimsregierung, als welches er aber von den bald wieder vordringenden Franzosen in Haft genommen wurde, worauf er sich dann vom öffentlichen Leben zurückzog. Doch wurde er 1803 wieder in den Großen und dann sofort in den Kleinen Rath gewählt, und war endlich von 1814 — 20 Vorstand des Sanitätscollegiums. Verheirathet war er dreimal, hinterließ aber nur aus erster Ehe eine Tochter. Er starb am 4. März 1826.

Unter diesen und andern Arzneibeflissenen an Professor Ludwig's Tisch hörte nun Goethe während des ersten Halbjahres mittags gar kein anderes Gespräch als von Arzneiwissenschaft und Naturgeschichte, und es wurde seine Einbildungskraft dadurch in ein ganz neues Feld hinübergezogen. Die Namen Haller, Linné, Buffon hörte er mit großer Verehrung nennen, und wenn auch manchmal wegen

Irrthümern, in die sie verfallen sein sollten, ein Streit entstand, so kam doch zuletzt, dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienste zu Ehren, alles wieder ins Gleiche. Die Gegenstände waren unterhaltend und spannten Goethe's Aufmerksamkeit; viele Benennungen und eine weitläufige Kunstsprache wurden ihm nach und nach bekannt, die er um so lieber mit Lebhaftigkeit auffaßte, als er damals mit Gewalt von der dichterischen Thätigkeit, zu welcher ihn seine Neigung drängte, sich fern zu halten suchte.

Und so wurde ihm in Leipzig zuerst der Weg ins Reich der Naturwissenschaften annehmlich gemacht und geebnet, den er später viele Jahre hindurch weiter verfolgen und auf welchem er später so bedeutende Entdeckungen machen sollte.

Wenn aber Goethe hiernach den Wissenschaften, auf welche er durch den ihm vorgezeichneten Beruf zunächst hingewiesen war, nichts abgewinnen konnte, und dagegen mit unbestimmten Glaubens- und Lebensgrundsätzen sich hauptsächlich zu schaffen machte, so lag doch die Ursache hiervon nicht in Abneigung gegen ernst angestrengte, gleichmäßig fortgesetzte Thätigkeit überhaupt, sondern darin, daß ihm die ganze Anlage seines Wesens nicht die Aufgabe zuwies, auf dem Grunde

menſchlicher Willkürlichkeiten und Verirrungen fortzubauen, ſondern die, eine Fülle von Kenntniſſen zu erwerben, mit ihrer Hülfe nach urſprünglicher Wahrheit zu forſchen und das volle Menſchliche zum ungetrennten Ausdruck zu bringen.

III.

Dichterische Beschäftigungen.

Schon als Knabe erregte Goethen die dichterische Nachbildung dessen, was er an sich selbst, an andern und an der Natur gewahr worden war, das größte Vergnügen. Er übte sie mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus angeborenem Trieb geschah und keine Kritik ihn irre gemacht hatte, und wenn er auch seinen Leistungen nicht recht traute, so konnte er sie wol als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward ihm dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im stillen seine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte, und daß er wol einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein dünkte ihm allzu leer und unzulänglich; er wollte sich mit Ernst zu den einschlagenden gründlichen Studien

bekennen, und indem er bei einer vollständigern Ansicht des Alterthums in seinen eigenen Werken rascher vorzuschreiten dachte, sich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche ihm für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte, das Wünschenswertheste schien. War ihm nun diese Laufbahn durch des Vaters Willen und durch das Hinderniß, welches Hofrath Böhme einem eigenmächtigen Berufswechsel entgegensetzte, versperrt, so hatte er doch, wie bereits erzählt, neben den geforderten Fachwissenschaften die Pflege der seiner Neigung entsprechenden Kenntnisse sich vorbehalten.

Von der in dieser Absicht besuchten Vorlesung Ernesti's über Cicero's „Redner" hatte sich Goethe das Beste versprochen; er lernte auch etwas darin, jedoch über das, woran ihm eigentlich gelegen war, wurde er nicht aufgeklärt. Er forderte einen Maßstab des Urtheils über Werke der Dicht- und Redekunst, und glaubte gewahr zu werden, daß ihn Ernesti so wenig wie irgendein anderer besaß.

Einen solchen Maßstab wollte man in der „Kritischen Dichtkunst" Johann Christoph Gottsched's finden. Dieser, geboren am 2. Febr. 1700 zu Judittenkirch bei Königsberg, der Sohn des dor-

tigen Pfarrers, begann schon 1714 seine theologischen Universitätsstudien zu Königsberg, wirkte dann dort als Privatdocent, sah sich aber 1724 genöthigt, nach Leipzig zu flüchten, um den nach seiner kräftigen, großen Gestalt lüsternen Werbern zu entgehen. In Leipzig fanden seine Bestrebungen, die verkannte deutsche Sprache in ihren wahren Werth einzusetzen und einen reinen fließenden Stil zu befördern, nicht minder die deutsche Bühne der damals auf der höchsten Stufe stehenden französischen ebenbürtig zu machen, mehrseitige Unterstützung; in letzterer Beziehung kam ihm die geistvolle Karoline Friederike Neuber, geborene Weißenborn entgegen, welche seine und die in seinem Sinne geschriebenen Stücke auf ihrer Bühne zur Aufführung brachte, wobei die rege Theilnahme für das anerkennenswerthe Ziel darüber hinweghalf, daß an die Stelle ergötzlicher Harlekinaden ziemlich langweilige Stücke traten. Im Jahre 1730 wurde Gottsched außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst, und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Er verheirathete sich im April 1735 mit der geistvollen Luise Adelgunde Victorie Kulmus aus Danzig, welche ihn in seiner literarischen Wirksamkeit bis zu ihrem am 26. Juni 1762 erfolgten Tode treulich unterstützte, worauf er

noch eine zweite Ehe einging, aber bald darauf, am 12. Dec. 1766, ſtarb.

Sein 1730 erſchienener „Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt", im Geiſte der Wolf'ſchen Philoſophie bearbeitet, war eine zu ihrer Zeit bedeutende Erſcheinung. Auch Goethe bekam ſie, wie erwähnt, in die Hände, um ſich Auskunft zu erholen über das Weſen der Dichtung. Das Buch war brauchbar und belehrend genug, denn es überlieferte von allen Dichtungsarten, worin ſich die verſchiedenen Völker ausgezeichnet hatten, eine hiſtoriſche Kenntniß, ſowie vom Rhythmus und den verſchiedenen Bewegungen deſſelben, aber das poetiſche Genie ward vorausgeſetzt! Uebrigens aber ſollte der Dichter Kenntniſſe haben, ja gelehrt ſein, er ſollte Geſchmack beſitzen und was dergleichen mehr war. Mit dieſem, zu Unterbringung aller Dichtarten zuſammengezimmerten Fächerwerk war aber eigentlich ſchon der innere Begriff der Poeſie zu Grunde gerichtet und es beſſerte nichts, wenn zuletzt auf Horazens Dichtkunſt hingewieſen wurde. Goethe ſtaunte einzelne Goldſprüche dieſes Werks mit Ehrfurcht an, wußte jedoch nicht im geringſten, was er mit dem Ganzen machen, noch wie er es nutzen ſollte. Um dieſe Verwirrung zu vermehren, kam die Theorie der ſogenannten Schweizer Schule, in welcher Bod-

mer durch seine Dichtungen, Breitinger durch seine „Kritische Dichtkunst" gegen Gottsched auftraten, hinzu; denn auch sie gelangten zu wunderlichen Ergebnissen, denen anzufühlen war, daß sie auf Fehlschlüssen beruhten. Die Händel aber, in welche Gottsched dadurch mit jener Schule, sowie nach einer andern Richtung hin mit den Verfassern der „Bremer Beiträge", ja endlich auch mit den Vorständen der leipziger Bühne gerieth, und die er durch seine, keinen Widerspruch vertragende Ueberhebung und Herrschsucht zum Theil verschuldet, jedenfalls aber verschlimmert hatte, entzogen ihm nach und nach alles Ansehen wieder, das er bis dahin im hohen Grade genossen, sodaß er bereits eine gefallene Größe war, als Goethe nach Leipzig kam. Immerhin gehörte er indessen noch zu den hiesigen Berühmtheiten, und jener bemerkt daher in einem in den ersten Tagen nach seiner Ankunft geschriebenen Briefe ausdrücklich, daß er Gottsched noch nicht gesehen habe; nachdem dies jedoch geschehen, hat er nur Spott für ihn. Die scherzhaften Verse in dem betreffenden Briefe an Riese vom 6. Nov. 1765 lauten:

Gottsched, ein Mann so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes, der, zu Gad im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe

Ist, er sprach es selbst, sechs ganze pariſiſche Schuhe.
Wollt' ich recht ihn beſchreiben, ſo müßt' ich mit einem Exempel
Seine Geſtalt Dir vergleichen; doch dieſes wäre vergebens.
Wandelteſt Du, Geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf bis zu dem Untergang nieder,
Würdeſt Du dennoch nicht Einen, der Gottſcheden ähnlichte, finden.
Lange hab' ich gedacht und endlich Mittel gefunden
Dir ihn zu beſchreiben; doch lache nicht meiner, Geliebter!
Humano capiti, cervicem jungens equinam
Derisus a Flacco non sine jure fuit.
Hinc ego Kölbeliis imponens pedibus magnis
Immane corpus crassasque scapulas Augusti, [a])
Et magna magni brachiaque manusque Rolandi,
Addensque tumidum morosi Rostii [b]) caput.
Ridebor forsan? Ne rideatis, amici!
Dies iſt das wahre Bild von dieſem großen Mann,
So gut als ich es nur durch's Beiſpiel geben kann.
Nun nimm, geliebter Freund, die jetzt beſchrieb'nen Stücke,
So zeiget, glaub' es mir, ſich Gottſcheb Deinem Blicke.
Ich ſah den großen Mann auf dem Katheder ſtehn,
Ich hörte, was er ſprach, und muß es Dir geſtehn:
Es iſt ſein Fürtrag gut und ſeine Reden fließen
So, wie ein klarer Bach. Doch ſteht er gleich den Rieſen
Auf dem erhab'nen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er ſtets prahlend ſpricht.
Genug, er ſagte viel von ſeinem Cabinette,
Wie vieles Geld ihm das und jen's gekoſtet hätte.

Gottſcheb's Geſtalt ſchwebte Goethe noch 1820 vor, wo er in dem Aufſatz über Julius Cäſar's

---

[a]) Du kennſt ihn doch? den dicken Schornſteinfeger.
[b]) Du wirſt Dich noch des Fuchſens Vater erinnern.

Triumphzug, gemalt von Mantegna, sagte: es zeichne sich im zweiten Gliede eine alte, kolossale, behaglich dicke, kräftige Statur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumphgewirre sich noch ganz tüchtig hervorthue; das bartlose Kinn lasse einen fleischigen Hals sehen, die Haare seien kurz geschnitten, höchst behaglich halte er die Hände auf Brust und Bauch und mache sich nach allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebenden — fährt Goethe fort — habe er niemand gesehen, der ihm zu vergleichen gewesen wäre, außer Gottsched, der in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung ebenso einhergeschritten sein würde; jener Mann im Bilde sehe vollkommen dem Pfeiler einer dogmatisch-didaktischen Anstalt ähnlich.

Einen Besuch machte Goethe bei Gottsched, als um Ostern 1766 Schlosser in Leipzig verweilte, wobei sich ein, die Sinnes- und Sittenweise des Mannes bezeichnender spaßhafter Vorfall zutrug. Gottsched wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des dem ältern Breitkopf (Bernhard Christoph) gehörigen Goldenen Bären, wo ihm der Besitzer wegen des großen Vortheils, den seine Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Beihülfen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte. Schlosser

und Goethe ließen ſich bei Gottſched melden. Der Bediente führte ſie in ein großes Zimmer, indem er ſagte, der Herr werde gleich kommen. Ob jene nun die Geberde, die er machte, nicht recht verſtanden, oder was es ſonſt war, genug, ſie glaubten, er habe ſie in das anſtoßende Zimmer gewieſen. Sie traten hinein zu einem ſonderbaren Auftritt; denn in dem Augenblick trat Gottſched, der große, breite, rieſenhafte Mann, in einem gründamaſtenen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengeſetzten Thür herein, aber ſein ungeheueres Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür ſollte jedoch ſogleich geſorgt ſein; denn der Bediente ſprang mit einer großen Alongeperrüke auf der Hand — die Locken fielen bis an den Elnbogen — zu einer Seitenthür herein und reichte den Hauptſchmuck ſeinem Herrn mit erſchrockener Geberde. Gottſched, ohne den mindeſten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrüke von dem Arme des Dieners, und indem er ſie ſehr geſchickt auf den Kopf ſchwang, gab er mit ſeiner rechten Tatze dem armen Menſchen eine Ohrfeige, ſodaß dieſer, wie es damals häufig in Luſtſpielen vorzukommen pflegte, ſich zur Thür hinauswirbelte, worauf der anſehnliche Altvater die Beſuchenden gravi-

tätisch zum Sitzen nöthigte und ein ziemlich langes Gespräch mit gutem Anstand durchführte.

Das Practicum Gellert's über den Stil, welches Goethe zu seiner sprachlichen und dichterischen Fortbildung besuchte, konnte zwar nicht ohne Einfluß bleiben, erfüllte aber ebenfalls nicht die Erwartungen, welche der strebsame Jüngling davon hegte. Von der Poesie pflegte Gellert abzumahnen; er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er als eine traurige Zugabe, und, was das Schlimmste war, selbst Goethe's Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn dieser pflegte nach seiner alten Weise immer einen Roman zu Grunde zu legen, den er in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und selbst Goethe's Studiengenossen fanden, daß er mit der deutschen Sprache noch im Kampfe war, was sie seinem mangelhaften und unclassischen häuslichen Unterricht zuschrieben; im übrigen mochte freilich auch der Inhalt der Aufsätze nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen, und so war Goethe denn von Gellert wenig begünstigt, obgleich dieser seine Arbeiten so gut wie die andern genau durchsah, mit rother Tinte verbesserte

und hier und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Für das Bruchstück einer solchen dichterischen Uebung ist folgender Brief zu halten:

Arianne an Wetty.

Ich kann Walther nicht widerlegen, Wetty, aber ich wollte schwören, daß er Unrecht hat; ihm mögen seine Gedanken genug thun; wenn ich damit zufrieden wäre, wäre ich Walther. Nein, Wetty! unsere Empfindungen liegen tiefer, als daß man sie mit einer superficiellen Erkenntniß so cavalièrement durch Stolz und Eigennutz erklären könnte. Es ist mit der Liebe wie mit dem Leben, mit dem Athemholen; freilich ziehe ich die Luft in mich; willst Du das auch Eigennutz nennen? Aber ich hauche sie wieder aus und sage mir: wenn du in der Frühlingssonne sitzest und für Wonne dein Busen stärker athmet, ist das Hauchen nicht eine größere Wonne, als das Athemholen; denn das ist Mühe, jenes ist Ruhe. Und wenn uns die Entzückung manchmal aus voller Brust die Frühlingsluft einziehen macht, so ist es doch nur, um sie von ganzem Herzen wieder ausgeben zu dürfen. Und ebenso ist's mit der Liebe; und Ihr meint: leben und nicht leben

wäre eins! O, meine Freundin! was nicht lebt, hat keine anziehende Kraft, es fließt keine Atmosphäre von ihm aus, deren Wirbel uns hinreißen könnten. Der kälteste Sinn ist das Sehen, Erkenntniß ist sein Gefühl, und drum behaupte ich, daß man das nie mit einem zärtlichen Herzen lieben kann, was allein Ansprache macht, unsern Augen zu gefallen. Ein Edelstein ist das herrlichste Werk der todten Natur, aber er ist todt, und die eifrigste Betrachtung davon ist doch immer kalt; man muß ein Holländer sein, um mit einer Tulpe zu sympathisiren, und dann ist auch die Sympathie dieser Wassermänner sehr phlegmatisch.

Ich habe heute früh eine sonderliche Erfahrung hierüber gehabt.

Und so, meine Liebe, halt' ich das Sehen für eine Vorbereitung der übrigen Sinne; denn der Geruch ist Genuß und das Gehör und der Geschmack, das Sehen nicht. Aber das Habenwollen, wovon ich rede, ist nicht Geiz; der wäre geizig, der eine Tulpe, ein Edelgestein oder Ducaten lieben könnte? Ich, was mir nicht antwortet, damit rede ich nicht.

Grüße Deinen Walther und sag' ihm, wir wollten Freunde bleiben. Leb wohl.

Bei den Aufsätzen, welche an Gellert zur Beurtheilung eingereicht wurden, sah er auch auf die Handschrift; er machte es mit seinem herzlichen Tone seinen Schülern zur heiligen Pflicht, die Hand so sehr, ja mehr als den Stil zu üben. Dieses wiederholte er so oft, als ihm eine kritzliche, nachlässige Schrift zu Gesicht kam, wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichts machen möchte, um so mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Stil nach sich ziehe. Die Wirkung dieser Ermahnungen erkannte Goethe recht lebhaft, als er, nach Hause zurückgekehrt, die an seine Schwester geschriebenen Briefe durchsah: er erschrak vor einer unglaublichen Vernachlässigung der Handschrift, die sich vom Oct. 1765 bis in die Hälfte des Januar erstreckte. Dann erschien aber auf einmal in der Hälfte des März eine ganz gefaßte, geordnete Hand, wie er sie sonst auf der Schule bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte, und bei Erkennung der Ursache löste sich die Verwunderung in Dank gegen den guten Gellert auf.

Einen großen Einfluß auf Goethe's Geschmack übte auch die Hofräthin Böhme, welche er öfters besuchte, obwol in der Weise der damaligen Kritik nur

einen negativen. Das Gottsched'sche Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündflut überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Flut wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Dichter unter allen Verhältnissen eine Unzahl gibt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wässerigen einen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neuern bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Die Hofräthin Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie hörte zwar Goethen einige Zeit mit Geduld zu, wenn er ihr Verse oder Prosa von namhaften, schon in gutem Ansehen stehenden Dichtern hersagte, wie es ihm, der alles, was ihm nur einigermaßen gefiel, auswendig behielt, leicht fiel; allein ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Sie machte die vorgetragenen Gedichte derb herunter, und wenn er es einigemal wagte, etwas

von seinen eigenen Gedichten, ohne sich als Verfasser zu bekennen, vorzutragen, so erging es diesen nicht besser als der übrigen Gesellschaft. Und so waren ihm in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, in denen er so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht und er sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was ihm kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte. Ja, ihm wurden die deutschen Dichter und Kritiker endlich so gleichgültig, daß er noch im letzten leipziger Jahre ganze Körbe davon an seinen Freund Langer gegen eine Anzahl griechischer Schriftsteller sehr gern überließ.

Den Lehren der Hofräthin Böhme kam, ohne es zu wissen, der Professor Morus zu Hülfe, den Goethe an Ludwig's Mittagstisch kennen lernte. Samuel Friedrich Nathanael Morus war am 30. Nov. 1736 zu Lauban geboren, wo sein Vater Cantor war; seine Mutter war Johanna, geborene Weiß. Er ging 1754 nach hiesiger Universität ab, um Philologie zu studiren, war nach beendigten Studien Lehrer der Kinder eines Kaufmanns Austel hier und dann der des Professor Ludwig, wurde 1759 Magister, 1768 außerordentlicher Professor in der philosophischen Fa-

cultät, 1771 ordentlicher Professor der griechischen und römischen Literatur, 1775 Baccalaureus der Theologie, 1782 Professor der Theologie, sowie später noch Domherr und Mitglied des Consistoriums. Morus that sich durch seine Erklärung der Bücher des Neuen Testaments hervor, wobei ihm nur vorgeworfen wurde, daß er die Verfasser dieser Bücher zu sehr zu Philosophen der neuern Zeit mache. Einen noch ausgedehntern Ruf erlangte er durch seine Vorträge über Moral, welche zu hören selbst Erwachsene sich drängten (z. B. die Herzogin Dorothea von Kurland) und wobei er mit Innigkeit auf das Leben unmittelbar einzuwirken bestrebt war. Er starb am 11. Nov. 1792.

Seine Persönlichkeit wird als hinreißend gewinnend geschildert, und auch Goethe fand in ihm einen ungemein sanften und freundlichen Mann, der ihn sehr gefällig aufnahm, wenn er sich die Freiheit ausgebeten hatte, ihn zu besuchen. Wenn Goethe auch zunächst Belehrung über das Alterthum bei Morus suchte, so verbarg er doch nicht, was ihn unter den Neuern ergötzte, worauf dieser denn mit mehr Ruhe als die Hofräthin Böhme, aber auch, was noch schlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über solche Dinge

ſprach und dem Aufhorchenden anfangs zum größten Verdruß, nachher jedoch zum Erſtaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Die Rathloſigkeit im eigenen Urtheil wurde indeſſen dabei nicht gehoben, und wie ſollte dies möglich ſein, wenn man einem Manne wie Wieland ſo manches Tadelnswürdige in ſeinen liebenswürdigen, die Jüngern völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte. Es läßt ſich denken, in welche Verwirrung junge Geiſter dadurch ſich geſetzt fühlten, daß ſie auf der einen Seite nur ausgerenkte Maximen, halbverſtandene Geſetze und zerſplitterte Lehren gewahrten, auf der andern aber nur Beiſpiele, von denen die alten und die ausländiſchen zu weit abſtanden, die beſten inländiſchen aber eine entſchiedene Individualität darſtellten, deren Tugenden man ſich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man ſich fürchten mußte. Für den, der Schöpfungskraft in ſich fühlte, war es ein ſchauderhafter Zuſtand, und auch Goethe beunruhigte dieſe Geſchmacks- und Urtheilsungewißheit täglich mehr, wobei er noch Gellert's Abmahnungen von der Dichtkunſt und verſchiedener Anderer Widerſpruch gegen ſeine Liebhabereien und Neigungen anhören mußte, ohne finden zu können, daß das Geprieſene beſſer ſei als das Geſcholtene.

Er gerieth zuletzt ganz in Verzweiflung. Er hatte von seinen Jugendarbeiten, was er für das Beste hielt, von Hause mitgenommen, theils weil er sich denn doch einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, theils um seine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können; aber er befand sich in dem schlimmen Falle, in den man gesetzt ist, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entsagung alles dessen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf er jedoch eine so große Verachtung auf seine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß er eines Tags Poesie und Prosa, Plane, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm die Quartierwirthin in nicht geringe Furcht und Angst versetzte. Beweglich schreibt er damals, am 28. Aprli 1766, an seinen Freund Riese:

Ganz andre Wünsche steigen jetzt, als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtung neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach! Du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,

Die Muſe liebe mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch ſtolzes Lied, das aber nicht die Muſen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß ſo tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meiſterhänden nichts Vollkommner's käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden; doch
Glaubt' ich, ich hab' ſie ſchon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als ſchnell der Nebel
Von meinen Augen ſank, als ich den Ruhm
Der großen Männer ſah, und erſt vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da ſah ich erſt, daß mein erhab'ner Flug,
Wie er mir ſchien, nichts war, als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler ſieht
Zur Sonn' ſich ſchwingen, und, wie der, hinauf
Sich ſehnt. Er ſträubt empor und windet ſich,
Und ängſtlich ſpannt er alle Nerven an,
Und bleibt am Staub; doch ſchnell entſteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf; den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet ſchon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein, es ſinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er, wie zuvor.

Um dieſe Zeit traf auch Schloſſer aus Frankfut in Leipzig ein, der aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei ſich führte, Goethen poetiſche und proſaiſche

Aufsätze in allen Sprachen sehen ließ, die diesen, indem sie ihn zur Nachahmung aufriefen, abermals unendlich beunruhigten, wogegen er sich nur durch Thätigkeit zu helfen wußte. Er schrieb daher an Schlosser gerichtete deutsche, französische, englische und italienische Gedichte, wozu er den Stoff aus den mit demselben geführten Unterhaltungen nahm, die durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Aber Schlosser's Anwesenheit wurde noch in anderer Hinsicht einflußreich für Goethe, indem dieser dadurch in dem Kreise bekannt wurde, der sich beim Weinhändler Schönkopf zu Mittag oder Abend traf. Unter diesen befand sich Johann Gottlieb Benjamin Pfeil, der am 10. Nov. 1732 in Freiberg geboren war, nach erhaltener Vorbildung auf dem Lyceum zu Chemnitz von 1752 an sich auf der Universität Leipzig der Rechtsgelehrsamkeit widmete, und sich seit Michaelis 1763 wieder als Hofmeister eines Freiherrn von Friesen hier aufhielt, 1768 promovirte und später durch den Vater seines Zöglings, der Mitbesitzer des Amtes Rammelsburg im Mannsfeldischen war, Justizamtmann daselbst wurde, als welcher er am 28. Sept. 1800 starb. Er hat sich durch kleinere rechts- und staatswissenschaftliche Schriften, von denen zwei bei Preisbewerbungen gekrönt wurden,

sowie durch einen Roman, einige Erzählungen, ein Trauerspiel und mehrere Aufsätze in den „Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens" bekannt gemacht. Seinem Vorgange scheint Goethe gefolgt zu sein, indem er Schriften über kirchliche und biblische Fragen unter dem Namen eines „Pastors zu ***" oder eines „Landgeistlichen in Schwaben" erscheinen ließ; denn auch Pfeil bezeichnete sich auf einer Schrift als Hofprediger und auf einer andern als Landprediger.

Derselbe war ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann, doch ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit; Goethen bewies er eine ernste Neigung, indem er sein Urtheil über manches zu leiten und zu bestimmen suchte. Namentlich war er bemüht, denselben davon zu überzeugen, daß der erste Schritt, um aus dem wässerigen, weitschweifigen, nichtigen Zustand der Literatur sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Knappheit und Kürze gethan werden könne. Goethe selbst hatte jenen breiten Zustand treufleißig in Gesellschaft so vieler würdiger Männer durchgearbeitet; die mehreren Quartbände Manuscript, die er seinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugniß dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführ-

ten Vorsätzen war mehr aus Mismuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen.

Nun lernte Goethe durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch Pfeil das Bedeutende des Stoffs und das Gedrängte der Behandlung mehr schätzen; Pfeil wies darauf hin, daß man bei dem bisherigen Stil das Gemeine vom Bessern nicht unterscheiden konnte, weil alles untereinander ins Flache gezogen ward, daß ferner schon einige Schriftsteller diesem Unheil zu entgehen sich bestrebt hatten, so namentlich Haller, Ramler, Lessing, Wieland in seinen neuern Werken, Klopstock in den Oden, Gerstenberg. Nachdem nun Goethe bei Gellert's Uebungen im Stil nicht gefunden hatte, was er hoffte, folgte er dem Rathe dieses Lehrers und nahm nebst andern Strebensgenossen ein Privatissimum zu gleichem Zwecke bei dem Professor Clodius, und zwar, wie sich aus einem nachher zu erwähnenden Umstand ergibt, jedenfalls schon im zweiten Halbjahr, also nach Ostern 1766.

Christian August Clodius wurde 1738 zu Annaberg, wo sein Vater als Rector der Gelehrtenschule lebte, geboren und in Zwickau, wohin letzterer 1740 in gleicher Eigenschaft gekommen war, erzogen, studirte von 1756 — 59 in Leipzig, und zwar an-

fänglich Theologie; als er jedoch, aus Schrecken über den Tod seiner Mutter erkrankt, 1758 nach Hause gegangen war, dort die Bekanntschaft des im Juli und August in Zwickau stehenden preußischen Majors Christian Ewald von Kleist gemacht hatte und von diesem für die Dichtkunst gewonnen worden war, wandte er sich bei seiner Rückkehr nach Leipzig unter dem Beistand des ihm gewogenen Gellert den schönen Wissenschaften zu. Er erwarb sich 1759 den Magistergrad, erhielt schon 1760 eine außerordentliche und 1764 eine ordentliche Professur neuer Stiftung, 1778 aber die ordentliche Professur der Logik alter Stiftung und 1782 die Professur der Dichtkunst, hatte sich 1771 verheirathet und starb am 30. Nov. 1784. Er hat über Alterthumskunde, Literatur und Kunst Verschiedenes, sowie Gedichte, Schauspiele und Uebersetzungen geschrieben.

Schon als Goethe mit ihm in Berührung trat, hatte er sich im Literarischen, Kritischen und Poetischen einigen Ruf erworben und fand als ein junger, munterer, zuthätiger Mann sowol bei der Akademie wie in der Stadt viele Freunde. Der Grund, aus welchem Gellert seine Schüler an ihn verwies, kann aber nicht der von Goethe angeführte gewesen sein, daß Gellert sein Practicum überhaupt aufgab, denn die-

ſer behielt es bei, ſolange ſich Goethe in Leipzig aufhielt. Wahrſcheinlich wollte er nur dem von ihm begünſtigten Clodius Theilnahme zuwenden und bei ſich ſelbſt für fortwährend zudringende neue Schüler Platz ſchaffen.

In der Behandlung der ſprachlichen und dichteriſchen Uebungen ſeitens des Profeſſor Clodius war wenig Unterſchied von der Gellert's zu finden. Auch er bemängelte nur das einzelne, verbeſſerte gleichfalls mit rother Tinte, und man befand ſich in Geſellſchaft von lauter Fehlern, ohne eine Ausſicht zu haben, worin das Rechte zu ſuchen ſei? Goethe brachte ihm jedoch einige ſeiner kleinern Arbeiten, die er nicht übel behandelte.

Am 17. Febr. 1766 feierte Goethe's Oheim, der Doctor der Rechte und Advocat Johann Joſt Textor ſeine Hochzeit mit Maria Margaretha Moller, und von Hauſe ſchrieb man, daß der in der Familie ſchon als allezeit fertiger Dichter geltende Student nothwendig ein Gedicht dazu liefern müſſe. Goethe fühlte ſich jedoch damals ſchon von der leichten und leichtfertigen Methode entfernt, in welcher ihm Aehnliches Freude gemacht haben würde, und da er der Lage ſelbſt nichts abgewinnen konnte, ſo gedachte er ſeine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf

das beste herauszustutzen. Er versammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirath eines frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen, und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmannes wohl schickte. Venus und Themis hatten sich um seinetwillen überworfen; doch ein schelmischer Streich, den Amor der letztern spielte, ließ jene den Proceß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath.

Die Arbeit misfiel dem jungen Goethe selbst nicht und von Hause erhielt er darüber ein schönes Belobigungsschreiben; er bemühte sich daher mit einer nochmaligen guten Abschrift und hoffte, seinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzunöthigen.

Aus diesem ununterbrochenen Fortgang der Erzählung geht hervor, daß Goethe schon im zweiten Halbjahr dem Practicum des Professor Clodius beiwohnte; ja Goethe nimmt sogar, jedoch offenbar irrig, an, man habe von ihm das Hochzeitgedicht verlangt, als dieses Practicum schon im Gange war, indem er sagte, man habe ihm „gerade zu jener Zeit" danach geschrieben. Jedenfalls wäre es aber bei den schnellen Wandlungen, welche Goethe's Ansichten über seine eigenen Arbeiten damals erfuhren, unglaublich, daß er das zu Anfang 1766 gefertigte Gedicht erst nach

Michaelis dieses Jahres oder gar noch später als ein Probestück eingegeben haben sollte, und ebendeshalb kann er auch dem Practicum bei Clodius nicht später als im zweiten Studienhalbjahr beigewohnt haben.

Mit der Hoffnung, auch bei Clodius Ehre durch das Hochzeitgedicht einzulegen, hatte Goethe es aber schlecht getroffen. Jener nahm die Sache streng, und indem er das Parodistische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Misbrauch solcher mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig, und hatte zwar im einzelnen der rothen Tinte nicht geschont, versicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar ohne Nennung des Verfassers vorgelesen und beurtheilt, allein man paßte einander auf, es blieb kein Geheimniß, daß diese verunglückte Götterversammlung Goethe's Werk gewesen sei, und es mochte nicht ohne Neckereien abgehen, die ihn aufregten, den gesammten Olymp zu verwünschen. Seinem Verdruß über das ungünstige Urtheil des Professor Clodius konnte er jedoch bald Luft ver-

ſchaffen. Es war nicht ſchwer, demſelben eine komiſche Seite abzugewinnen, und er ſtand auch obenan unter denen, welche Goethe's Freund Behriſch ſich zu Zielſcheiben ſeines Witzes erleſen hatte. Als eine kleine, etwas ſtarke, gedrängte Figur war er in ſeinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in ſeinen Aeußerungen und unſtet in ſeinem Betragen. Durch alles dies unterſchied er ſich von ſeinen Mitbürgern, die ihn jedoch wegen ſeiner guten Eigenſchaften und wegen der ſchönen Hoffnungen, die er gab, recht gern gelten ließen. Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche ſich bei feierlichen Gelegenheiten nothwendig machten. Dabei folgte er in der Ode der Art, deren ſich Ramler bediente, den ſie aber auch allein kleidete. Clodius hatte ſich als Nachahmer beſonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Ramler'ſchen Gedichte mit erhabenem Prunke auftraten, der, weil er der Größe ſeines Gegenſtandes und der übrigen dichteriſchen Behandlung gemäß iſt, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine ſehr gute Wirkung thut; bei Clodius hingegen erſchienen dieſe Ausdrücke fremdartig, indem ſeine Dichtungen durchaus nicht geeignet waren, den Geiſt auf irgendeine Weiſe zu erheben.

Derartige Gedichte mußte Goethe nun oft ſchön

gedruckt und höchlich gelobt vor ſich ſehen, und er fand es höchſt anſtößig, daß er, der ihm die heidniſchen Götter verkümmert hatte, ſich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus griechiſchen und römiſchen Wortſproſſen zuſammenzimmern wollte. In dieſem Stile waren nun auch die von Clodius gedichteten Reden beim Schluſſe des alten und bei Eröffnung des neuen Theaters gehalten, von denen die letztere am 6. Oct. 1766 der Aufführung des „Hermann" von Schlegel voranging und folgendermaßen lautete:

Du, Tempel des Geſchmacks, der Wahrheit aufgeſtellt,
Die lachend, durch den Reiz der Grazien, gefällt;
Ehrwürdig Monument, geſchaffen, künft'gen Zeiten
Empfindung und Geſchmack und Künſte zu verbreiten;
Haus unter Friedrichs Schutz und Xaviers erhöht,
Umleuchtet von dem Glanz der Huld und Majeſtät;
Von Unterthanen voll, die dankbar, mit Entzücken
Nach Friedrich, Xavier und Friedrich's Mutter blicken:
Sei mir zuerſt gegrüßt! — Durch eine Heldenthat,
Die Hermann wider Rom gewagt für deutſchen Staat,
Und Schlegel mit dem Geiſt des Galliers Racine
Der deutſchen Nachwelt ſang, weih' ich dich ein zur Bühne!
Geweiht der Fröhlichkeit, der Unſchuld und dem Scherz,
Steh und verewige der Patrioten Herz,
Die dich mit Ruhm erbaut, und laß die Dichter hören,
Die Tugend und Geſchmack und edle Sitten lehren.
Du aber, hör von ihm, dem Barden, deinem Sohn,
Wie groß dein Ahnherr war, glorreiche Nation!
Der Römer, dem nicht Meer, nicht Alpen widerſtrebten,
Vor dem Iberien und Pyrenäen bebten,

Der Craſſus' Adler ſtolz zurück vom Euphrat trug,
Und Parther, ohne Schwert, durch ſeinen Namen ſchlug;
Der Ueberwinder Roms, der Gallier und Britten
Vergaß zum erſten Mal des Siegs in deutſchen Hütten.
Was ihn kein Euphrat lehrt, lehrt ihn der freie Rhein:
Eroberer der Welt, nur Deutſchlands nicht zu ſein.
Erkenn aus dieſem Zug Cheruskier und Katten,
Und lies die Majeſtät des Volks in ſeinem Schatten. —
Ein himmelblaues Aug' flog durſtig nach dem Sieg;
Ein Körper, ſtark genährt und ſtreitbar in dem Krieg,
Verkündigte dem Feind den Muth zu großen Thaten,
Und ließ auf offner Stirn das ſichre Herz errathen,
Unregelmäßig groß, rauh wie ſein Vaterland,
Wild ohne Barbarei, und witzig mit Verſtand,
So ging dies Volk die Bahn der Unſchuld ſeiner Väter.
Ein Weichling war der Schritt zum Römer und Verräther.
Kein jugendlicher Hang und kein aufwallend Blut
Stahl Schönen ihren Reiz und Jünglingen den Muth;
Was Roms Geſetz nicht kann, vermögen deutſche Sitten,
Sein hoher Adel war die Unſchuld reiner Hütten;
Kein ſchmeichleriſcher Zug und kein gebrochner Schwur
Entheiligte das Herz und trotzte der Natur.
Der Deutſche, deß umſonſt weltweiſe Römer lachten,
War Philoſoph genug den Reichthum zu verachten,
Und grub noch nicht, gereizt durch einen leeren Schall,
Gebirge tief hinab nach glänzendem Metall;
Er überließ den Muth, ein elend Gold zu plündern,
Den Helden Latiums, den Feigen und den Kindern.
Ein Thier, auf kühner Jagd erlegt mit eigner Hand,
Gab Helden ihren Helm und Kriegern ihr Gewand;
Ein Fell, vor deſſen Blick die fremden Römer zittern,
Schützt einen deutſchen Sohn vor Sturm und Ungewittern.
Noch kannte dieſes Volk kunſtvolle Waffen nicht:
Ein wankend Eiſen gab der deutſchen Fauſt Gewicht;

Es überließ die Kunſt methodiſch zu verwüſten
Dem Phalanx Griechenlands und römiſchen Balliſten,
Und ſtand vor ſeinem Feind in rauher Majeſtät,
Feſt, wie ein ſteiler Fels in Donnerwettern ſteht.
War einſt ſein Heldenarm der blut'gen Arbeit müde,
So weckte ſeinen Muth ein warnender Druide,
Sang ein tyrtäiſch Lied von Pflicht und Vaterland,
Und gab den breiten Schild ihm wieder in die Hand.
Ein heldenmüthig Heer ehrwürdiger Matronen
Flog ihm ins Schlachtfeld nach, mit Muth von Amazonen;
Des Deutſchen Schimpf war Flucht, des Deutſchen Nahrung Brod,
Des Deutſchen Ruhm ſein Fürſt, Sieg, Freiheit oder Tod.
Erſtaun und lob ein Volk, das für die Freiheit glühte,
Doch weine, daß dieß Volk als Knecht vor Götzen kniete,
Und daß die Siegerhand, die Rom und Varus ſchlug,
Die Adler zum Triumph des Aberglaubens trug.
Ahm deutſchen Vätern nach, wo ſie vortrefflich waren,
Und wo ſie Heiden ſind, da nenne ſie Barbaren;
Lach ihres Vorurtheils, wenn ſie die Künſte ſchmähn,
Und tadeln, was ſie ſelbſt, aus Wildheit, nicht verſtehn.
Frag Lacedämon, Rom, Athen, Paris und Britten,
Und wiſſe: Heldenmuth beſteht mit feinern Sitten,
Und oft ſtarb auch ein Held mit Ruhm für's Vaterland,
Der, ohne Wildniß groß, Scherz und Kothurn empfand.
Die Fehler der Natur, der Tugend Adel ſchildern,
Heißt den Verſtand erhöhn und Leidenſchaften mildern,
Und Wahrheit, die dem Stolz der Menſchen widerſpricht,
Verfeinert das Gefühl der bürgerlichen Pflicht. —
Zeig, o Germanien! zeigt Friedrich's Unterthanen,
Durch Treu' und Heldenmuth die Hoheit tapfrer Ahnen.
Doch wißt: Geſchmack und Kunſt hat nie das Herz entweiht,
Schafft Werke des Genies für die Unſterblichkeit.

Drei Fürſten ſind zum Schutz vom Himmel uns gegeben:
Laßt ihr vortrefflich Herz in Monumenten leben,
Die kein Ruin zermalmt, die Oſt und Norden hört.
Und wider die umſonſt ſich Sturm und Zeit empört.
Solange Deutſchland ſteht und, von dem Ruhm begleitet,
Der Name dieſes Volks ſich durch den Norden breitet,
Solange leb' in uns und jeder deutſchen Bruſt:
Xaver, Antonia und, unſer Stolz, Auguſt!
Huld, Sanftmuth, Mildigkeit ſind königliche Triebe,
Und nichts ſteht ewiger, als die Trophä'n der Liebe.

Dieſes hohle Wortgepränge, dieſes Geſchwätz von Dingen, die gar nicht zur Sache gehörten, dieſe übel angebrachte Schulmeiſterrede war der muthwilligen, aufpaſſenden Jugend ein zu verlockender Vorwurf, ſich daran zu reiben, und da ſie der Gegenſtand nicht lange beſchäftigt haben, er vielmehr bei voller Friſche des Eindrucks behandelt worden ſein wird, ſo war es vielleicht ſchon am nächſten Tage nach der Eröffnung des Schauſpielhauſes beim Nachmittagskaffee, als Goethe mit einigen Freunden zu luſtiger Stunde im Großen Kuchengarten in den Kohlgärten — einem Theile des an Leipzig grenzenden Dorfes Reudnitz — beim Kuchenbäcker Samuel Händel, welcher dort mit ſeiner Ehefrau Johanne Chriſtiane geborene Schmidt, gemeinſchaftlich ein von ſeiner Schwiegermutter, einer Kuchenbäckerswitwe, 1763 erkauftes Grundſtück mit einem 1764 neuerbauten Hauſe beſaß,

den trefflichsten Kuchen verzehrte, und ihm einfiel, die Kraft- und Machtworte der Eröffnungsrede und anderer Gedichte des Professor Clodius in einem Gedicht an Händel zu versammeln. Gedacht, gethan! An eine Wand des Hauses schrieb er nachstehende Zeilen an, in denen sich die, in der Eröffnungsrede gesperrt gedruckten Worte geradezu wiederholen, andere den dort vorkommenden nahe stehen — wie „Süd" dem „Ost", „Olymp" und „Parnassus" den „Alpen", „Pyrenäen", „Iberien", „Euphrat" u. s. w.— wieder andere aber wenigstens ganz im Sinne jener gehäuften Fremdwörter sind, oder endlich in der Rede beim Schlusse des alten Theaters sich finden, so namentlich „originell" („Original"), wie denn auch das letzte Zeilenpaar von Goethe's Stegreifdichtung an das der Schlußrede anklingt, welches das Publikum ermahnte:

Weint ferner dem Kothurn, lacht ferner seinem Scherz,
Verändert das Parterre, doch ändert nie das Herz.

Goethe aber schrieb:

O Händel, dessen Ruhm von Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie: originelle Kuchen.
Des Kaffee's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer, als der Saft, der vom Hymettus fließt.

Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künſten lohnen,
Umhangen von Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier ſein Glück,
Und raubte dem Kothurn gar manch Achtgroſchenſtück.
Glänzt deine Urn' dereinſt im majeſtät'ſchen Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb! Dein Torus ſei von edler Brut ein Neſt!
Steh hoch wie der Olymp, wie der Parnaſſus feſt!
Kein Phalanx Griechenlands mit römiſchen Balliſten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüſten!
Dein Wohl iſt unſer Stolz, dein Leiden unſer Schmerz,
Und Händels Tempel iſt der Muſenſöhne Herz.

Es wird ſich ſpäter zeigen, wie dieſes anfangs ſpurlos vorübergehende Spottgedicht nach längerer Zeit wieder auflebte und dann noch ernſte Folgen nach ſich zog.

Im zweiten Halbjahr ſeiner leipziger Studien, von Oſtern 1766 an, hörte Goethe auch Gellert's Vorleſung über Batteux' Werk von den ſchönen Wiſſenſchaften. Hier wurde es erkenntlich, daß der ehrwürdige Mann von der Dichtkunſt, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ſtrömt, keinen Begriff hatte. Er nannte nie die Namen Klopſtock, Kleiſt, Wieland, Geßner, Gleim, Leſſing, Gerſtenberg, weder im Guten noch im Böſen, und bei der Ehrlichkeit ſeines Herzens ließ ſich nicht anders ſchließen, als daß er ſie nicht für Dichter anſah, ein Urtheil, welches ihm vom heutigen Standpunkte aus wol zur

Ehre gereichen würde, wenn es nicht an Werth durch die noch geringere Bedeutung derjenigen, welche er als Dichter pries, verloren hätte. Es schien aber auch der Gebrechlichkeit seines Wesens zu entsprechen, daß die Kraft dieser Dichter außer dem Bereiche seiner Beurtheilungsfähigkeit lag.

Bei aller Einsicht in Gellert's Schwächen hat ihm aber Goethe zu allen Zeiten seine Verehrung bezeigt. So vertheidigte er ihn 1772 in der Recension einer Schrift über den Werth einiger deutscher Dichter gegen ein absprechendes Urtheil, indem er das Zugeständniß, daß derselbe kein Dichter im höchsten Sinne des Wortes gewesen sei, durch den Hinweis auf die Anmuth seiner Fabeln und Erzählungen, seinen Einfluß auf die erste Bildung der Nation und den Werth seiner guten Kirchenlieder, welche die Beseitigung des Wustes der elendesten Gesänge veranlaßt, ausglich, und als er 1774 Gellert's Denkmal von Oeser feierte, sprach er wieder innige Worte über jenen.

Die kritische Literatur kam dem Dichter damals in kümmerlichster Weise entgegen und Goethe konnte daher aus ihr nichts zur Aufklärung der ihn quälenden Fragen entnehmen; die Beurtheilung von Gedichten und was sich sonst auf schöne Literatur beziehen

mag, war wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach, und dies gilt sogar von den vielfach trefflichen Literaturbriefen, die Nicolai in Berlin herausgab und an denen Lessing sich betheiligte, mehr noch von der, von ebendemselben unternommenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek", ingleichen von Weiße's „Bibliothek der schönen Wissenschaften". So wußte z. B. die Kritik Wieland's Dichtungen, die von den hergebrachten Mustern sich losgemacht hatten, nicht beizukommen; sie vermochte keine Einsicht in den Charakter der Dichtart selbst zu gewinnen, um dadurch die Grundlage für ein richtiges Urtheil festzustellen. Und hier gerade fühlte Goethe recht eindringlich die Nichtigkeit des kritischen Wesens. „Musarion" namentlich äußerte zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, eine lebhafte Wirkung auf ihn, und er beeilte sich, die Aushängebogen sofort seinem Lehrer Oeser vorzulegen, als dieser in der ersten Hälfte 1766 den Vorhang für das neue Schauspielhaus malte. In diesem Gedichte glaubte Goethe das Alterthum lebendig und neu wiederzusehen. Alles was in Wieland's Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mochte man die menschen-

feindliche Epoche wol auch mit ihm durchleben. Uebrigens ließ ſich dieſem und andern Werken Wieland's ein heiterer Widerwille gegen erhöhte Geſinnungen, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden, ſehr gern zugeben. Es war dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um ſo eher zu verzeihen, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm ſelbſt immerfort zu ſchaffen mache.

Wenn einem ſolchen mit Begeiſterung begrüßten Werke gegenüber die Kritik nichts zur Erklärung des tiefen Eindrucks zu ſagen wußte, und wenn demnach die ſtrebende Jugend über die Behandlungsweiſe dichteriſcher Schöpfungen überhaupt nicht berathen war, ſo blieb einem jeden, der etwas aus ſich hervorzubringen gedachte, der nicht ſeinen Vorgängern die Worte und Redensarten aus dem Munde nehmen wollte, nichts übrig, als ſich früh und ſpät nach einem Stoffe umzuſehen, den er zu benutzen gedächte. Doch wurden auch hier die angehenden Dichter ſehr in der Irre herumgeführt. Man trug ſich mit einem Worte von Kleiſt, das auch Goethe oft genug hören mußte. Jener hatte nämlich gegen diejenigen, welche ihn wegen ſeiner öftern einſamen Spaziergänge beriefen, ſcherzhaft, geiſtreich und wahrhaft geantwortet: er ſei

dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Es war dies ein Gleichniß, das damals einem Edelmann und Soldaten ziemte, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüberstellte, die mit der Flinte im Arm auf die Hasen- und Hühnerjagd, so oft sich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht versäumten. Es findet sich daher in Kleist's Gedichten von solchen einzelnen glücklich aufgehaschten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar manches, was freundlich an die Natur erinnert. Nun aber erging auch an Goethe die ganz ernstliche Mahnung, auf die Bilderjagd auszugehen, die ihn denn doch zuletzt nicht ganz ohne Frucht ließ, obgleich Apel's Garten, die Kuchengärten, Gohlis, Raschwitz und Connewitz das wunderlichste Revier waren, um poetisches Wildpret darin aufzusuchen. Und doch ward er aus jenem Anlaß öfters bewogen, seinen Spaziergang einsam anzustellen, und weil weder von schönen noch erhabenen Gegenständen dem Beschauer viel entgegentrat und in dem wirklich herrlichen Rosenthale zur besten Jahreszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen, so ward er bei unverdrossen fortgesetzter Bemühung auf das Kleinleben der Natur höchst aufmerksam, und weil ferner die zierlichen Begebenheiten, die man in diesem Kreise gewahr wird, an und für sich wenig

vorstellen, so gewöhnte er sich, in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte, je nachdem Anschauung, Gefühl oder Betrachtung das Uebergewicht behielt. Ein in eine Idylle verwandeltes Ereigniß, welches als Beispiel dieser Dichtungen dient, bezieht sich auf Goethe's Liebe, und mag besser mit dieser erwähnt werden; andere Gedichte dieser Richtung sind aber noch:

Unbeständigkeit.

Auf Kieseln im Bache, da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder;
Schon naht sich die zweite, und streichelt mich wieder,
Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

O, Jüngling sei weise! Verwein' nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens,
Wenn flatterhaft dich ja ein Mädchen vergißt!
Geh, ruf sie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße der Busen der zweiten,
Als kaum sich der Busen der ersten geküßt.

Der Schmetterling.

Und in Papillons Gestalt
Flattr' ich nach den letzten Zügen
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmlischer Vergnügen,

Ueber Wieſen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belauſch' ein zärtlich Paar.
Von des ſchönen Mädchens Haupte,
Aus den Kränzen ſchau' ich nieder;
Alles was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin ſo glücklich, wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd ſtumm,
Und ſein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter ſenden,
Hüpft vom Buſen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und ſie ſieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freund's Verlangen
Springt ſie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebſter, komm ihn einzufangen!
Komm! Ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding!"

Die Freuden.

Da flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Der Waſſerpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Chamäleon,
Bald roth und blau, bald blau und grün.
O, daß ich in der Nähe
Doch ſeine Farben ſähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin,
Und ſetzt ſich auf die ſtillen Weiden.

Da hab' ich ihn! Da hab' ich ihn!
Und nun betracht' ich ihn genau
Und seh' ein traurig dunkles Blau.
So geht es Dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Schon einen freiern Aufschwung nahm Goethe's Einbildungskraft, wenn er in Dölitz weilte, wo Professor Oeser eine bescheidene, ländliche Besitzung, die er von einem Verehrer geschenkt erhalten hatte, bewohnte, und wo auf dem einen Ufer der Pleiße das freundliche Dorf, auf der andern prächtige, weithin gedehnte, waldumkränzte Wiesen ihn mannichfaltiger anregten. Doch waren auch hier die Naturgegenstände immerhin nicht bedeutend genug, und bei der Beschränktheit seines Zustandes, der Gleichgültigkeit seiner Genossen, dem Zurückhalten der Lehrer und der Abgesondertheit der gebildeten Einwohner Leipzigs war er daher trotzdem genöthigt, alles in sich selbst zu suchen; er mußte, wenn er zu seinen Gedichten eine weitere Unterlage, Empfindung oder Betrachtung verlangte, in seinen Busen greifen, und forderte er zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte er nicht aus dem Kreise heraustreten, der ihn zu berühren, ihm ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb er zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierm Silbenmaß; sie entsprangen aus Nachdenken,

handeln vom Vergangenen und nahmen meist eine epigrammatische Wendung. Und da uns das Herz immer näher liegt als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wol zu helfen weiß, so erschienen auch Goethen die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten. Er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Gedichte jener Zeit, welche die Flüchtigkeit der Neigungen und die Wandelbarkeit des menschlichen Wesens zum Gegenstande haben, sind außer den obenstehenden, „Unbeständigkeit" und „Der Schmetterling", noch folgende:

Liebe und Tugend.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin,
Da hat daran der Eigensinn
So vielen Antheil, als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,

Voll Stolz auf ihre Lehren ſieht,
Daß uns das Mädchen ſpröde flieht,
So kennt ſie nicht das Herz der Jugend;
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil, als die Liebe.

Amors Grab.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Weint, Mädchen, hier an Amors Grabe! Hier
Sank er von nichts, von ohngefähr darnieder.
Doch iſt er wirklich todt? Ich ſchwöre nicht dafür:
Von nichts, von ohngefähr erwacht er öfters wieder.

Wunſch eines jungen Mädchens.

O fände für mich
Ein Bräutigam ſich!
Wie ſchön iſt's nicht da:
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf ſchmälen;
Man wählt ſich die Kleider,
Nach Guſto den Schneider;
Da läßt man ſpazieren,
Auf Bälle ſich führen,
Und fragt nicht erſt lange
Papa und Mama.

Es ſpricht ſich in allen dieſen Gedichten, welche allerdings meiſt wol erſt in den Frühling des letzten Jahres von Goethe's leipziger Aufenthalt fallen,

eine Neigung zum Natürlichen und Wahren aus, und wenn die Gegenstände auch aus dem obengedachten Grunde nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte Goethe sie doch immer rein und scharf auszudrücken. Auf diese Richtung seiner Dichtergabe und auf die Gewandtheit im fließenden Versbau ist wol vornehmlich Christian Felix Weiße nicht ohne Einfluß gewesen.

Derselbe war am 28. Jan. 1726 in Annaberg geboren, wo sein Vater, Christian Heinrich, jedoch beiläufig nur ein Jahr, als Rector der lateinischen Schule lebte. Christian Felix erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Altenburg, dessen Director sein Vater geworden war, studirte seit 1745 in Leipzig Philologie, trat schon damals mit den hier versammelten Dichtern der „Bremer Beiträge" sowie später mit Lessing in Verbindung, verblieb auch nach zurückgelegten Universitätsjahren hier und zwar von 1750 an als Hofmeister und später als Gesellschafter eines Grafen Geyersberg, mit welchem er auch Paris besuchte, wobei er mit Rousseau in flüchtige, aber recht freundschaftliche Berührung kam und von wo er 1760 zurückkehrte. Wie er in verschiedener Richtung für die Bühne thätig war, ist nachher zu erwähnen. Seinen literarischen Ruf gründete er besonders durch

die seit 1759 übernommene Herausgabe der „Bibliothek der schönen Wissenschaften"; den ausgebreitetsten Ruhm erlangte er aber durch seinen „Kinderfreund" und den daran anschließenden „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes", in zusammen 24 Bänden von 1775 — 82 erscheinend, wodurch er zum Zwecke einer gründlichern Bildung der Jugend eine bedeutende Anregung gab. Von dieser Zeit wurde er selbst über Deutschlands Grenzen hinaus als allgemeiner Rathgeber im Erziehungswesen in ehrenvollster Weise in Anspruch genommen. Das Amt eines Kreissteuereinnehmers, nach welchem er gewöhnlich bezeichnet wird, erhielt er 1762, und es erhöhte die Achtung, die er genoß, auf eine eigene Art, daß er bei so angenehmen Talenten sich noch als emsiger treuer Geschäftsmann auszeichnete. Seine Ehe mit einer Tochter des berühmten Arztes und Wundarztes Dr. Platner schloß er 1763; sein Tod erfolgte am 16. Dec. 1804.

Als Goethe nach Leipzig kam, stand Weiße in seinen besten Jahren, war heiter, freundlich und zuvorkommend, und ward auch von ersterm, wie fast von jedem, der ihm näher trat, geliebt und geschätzt. Die von ihm 1758 unter dem Titel „Scherzhafte Lieder" herausgegebenen kleinern Gedichte sind es,

denen Goethe's leipziger Lieder in ihrer gefälligen leichten Form und zum Theil in ihrem lüsternen Inhalte gleichen, wenn auch Goethe letztern zu einer sittlichen Sinnlichkeit zu vertiefen wußte. Um Weiße's Einfluß hierbei recht deutlich zu machen, mag ein Lied Weiße's einem leipziger Liede Goethe's gegenübergestellt werden. Weiße schrieb:

Die Vorsicht.

(„Scherzhafte Lieder", sechstes Buch.)

So geh doch! Geh! Was tändelst Du?
Du küssest mich? Mit Deinem Küssen!
Hör' einmal auf! Laß mich in Ruh!
Was wird denn draus? Das möcht' ich wissen!
Ich schrei', ich schrei', gib Acht!
Der lose Vogel lacht?
So mache nur die Thüre zu.

Etwas feiner dichtete Goethe:

Das Schreien.

(Nach dem Italienischen.)

Einst ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals und: „Ach!"
Droht sie, „ich werde schrein."

Da rief ich trotzig: „Ha, ich will
Den tödten, der uns stört!"
„Still!" lispelt sie, „Geliebter, still!
Daß ja uns niemand hört."

Selbständiger, in zarterm- und bedeutenderm Geiste Goethe's gehalten sind dagegen folgende:

Hochzeitlied.

An meinen Freund.

Im Schlafgemach, fern von dem Feste,
Sitzt Amor, Dir getreu, und wacht,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Das Brautbett Dir unsicher macht.
Er harrt auf Dich. Der Fackel Schimmer
Umglänzt ihn, und ihr flammend Gold
Treibt Weihrauchdampf, der durch das Zimmer
In wollustvollen Wirbeln rollt.

Wie schlägt Dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der Deiner Freunde Lärm verjagt!
Wie blickst Du nach dem schönen Munde,
Der Dir nun bald nichts mehr versagt!
Du eilst, Dein Glücke zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum herein;
Die Fackel in des Amors Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie glüht vor Deiner Küsse Menge
Der Schönen reizendes Gesicht!
Zum stillen Scherz wird ihre Strenge;
Denn Deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft ihr Amor sich entkleiden,
Und ist doch nicht so schnell als Du;
Dann hält der kleine Schalk bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

An den Mond.

Schwester von dem ersten Licht!
Bild der Zärtlichkeit in Ruh!

Nebel ſchwimmt mit Silberſchauer
Um dein reizendes Geſicht.
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus tagverſchloßnen Höhlen
Traurig abgeſchiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht dein Blick
Eine großgemeßne Weite.
Hebe mich an deine Seite!
Gieb der Schwärmerei dieß Glück!
Und in wolluſtvoller Ruh
Säh' der weitverſchlagne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Dämm'rung, wo die Wolluſt thront,
Schwimmt um ihre runden Glieder.
Trunken ſinkt mein Blick hernieder:
Was verhüllt man wol dem Mond?
Doch, was das für Wünſche ſind!
Voll Begierde, zu genießen,
So da droben hängen müſſen —
Ei, da ſchielteſt du dich blind!

Etwas derber und nicht ſowol aus verſittlichter Sinnlichkeit, ſondern aus Muthwillen hervorgegangen iſt endlich:

Kinderverſtand.

In großen Städten lernen früh
Die jüngſten Knaben was;
Denn manche Bücher leſen ſie
Und hören dieß und das

Vom Lieben und vom Küſſen —
Sie brauchten's nicht zu wiſſen —
Und mancher iſt im zwölften Jahr
Faſt klüger, als ſein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Das Mädchen wünſcht von Jugend auf
Sich hochgeehrt zu ſehn;
Sie ziert ſich klein und wächſt herauf
In Pracht und Aſſembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wolluſt und der Liebe;
Sie ſinnt nur drauf, wie ſie ſich ziert,
Ein Aug' entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans andre nicht.

Auf Dörfern ſieht's ganz anders aus:
Da treibt die liebe Noth
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brod.
Wer von der Arbeit müde,
Läßt gern den Mädchen Friede.
Und wer noch obendrein nichts weiß,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiß.
So geht's den Bauern meiſt.

Die Bauermädchen aber ſind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünſchen ſie geſchwind
Was jede Mutter wehrt.
Oft ſtoßen ſchäckernd Bräute
Den Bräut'gam in die Seite;
Denn von der Arbeit, die ſie thun,
Sich zu erholen, auszuruhn,
Das können ſie dabei.

Ein Ergebniß der Betrachtungen Goethe's über das Hohe und Tiefe, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel des Menſchenlebens anzuſehen iſt, bildet unter den leipziger Gedichten, außer dem obenſtehenden „Die Freuden“:

Die Unſchuld.

Schönſte Tugend einer Seele,
Reinſter Quell der Zärtlichkeit!
Mehr, als Byron, als Pamele,
Ideal und Seltenheit!
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich ſchwaches Licht;
Dich fühlt nur, wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt, der fühlt dich nicht.

Göttin! In dem Paradieſe
Lebteſt du mit uns vereint;
Noch erſcheinſt du mancher Wieſe
Morgens, eh' die Sonne ſcheint;
Nur der ſanfte Dichter ſiehet
Dich im Nebelkleide ziehn:
Phoebus kömmt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel biſt du hin.

Aber auch die Zuſtände des gewöhnlichen Lebens entgingen der Aufmerkſamkeit des jungen Goethe nicht; die tiefe, bedeutende, drangvolle Welt hatte ihn ſchon früh angeſprochen. Bei der knabenhaften Liebesgeſchichte mit dem Schenkmädchen Gretchen in Frankfurt und den ſich daranknüpfenden Enthüllungen

hatte er zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Gesellschaft unterminirt ist. Er sah, wie Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheiten — alles nur die Oberfläche des städtischen Daseins beherrscht. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen waren reinlich gehalten und jedermann betrug sich daselbst anständig genug; aber im Innern fand er es öfters um desto wüster und von einem glatten Aeußern, als einem schwachen Bewurf, manches morsche Gemäuer übertüncht, das er über Nacht zusammenstürzen und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringen sah, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbrach. Wie viele Familien hatte er nicht schon näher und ferner durch Bankrotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande sich kümmerlich erhalten sehen. Oft hatte er, so jung er war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe die Hand geboten; denn da seine Offenheit Zutrauen erweckte, seine Verschwiegenheit erprobt war, seine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so bot sich ihm oft genug Gelegenheit, zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur alles geleistet

werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß er sowol an sich selbst, als durch andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um sich die bänglichen Eindrücke vom Halse zu schaffen, entwarf er mehrere Schauspiele, ließ aber eins nach dem andern fallen, da die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten. „Die Mitschuldigen" sind das einzige fertig gewordene davon. Derselben Einsicht in unsittliche Verhältnisse des wirklichen Lebens verdankt seinen Ursprung das spaßhafte

Neujahrlied.

Wer kömmt! Wer kauft von meiner Waar'!
Deviſen auf das neue Jahr
Für alle Stände!
Und fehlt auch einer hie und da,
Ein einz'ger Handſchuh paßt ſich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die du tändelnd liebſt,
Ein Küßchen um ein Küßchen giebſt,
Unſchuldig heiter,
Jetzt lebſt du noch ein wenig dumm;
Geh nur erſt dieſes Jahr herum,
So biſt du weiter.

Die ihr ſchon Amors Wege kennt,
Und ſchon ein bischen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.

Zum Ernſt, ihr Kinder, von dem Spas!
Das Jahr! Zur höchſten Noth noch das,
Sonſt währt's zu lange.

Du junger Mann! Du junge Frau!
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau
In enger Ehe;
Die Eiferſucht quält manches Haus,
Und trägt am Ende doch nichts aus
Als doppelt Wehe.

Der Witwer wünſcht in ſeiner Noth,
Zur ſel'gen Frau durch ſchnellen Tod
Geführt zu werden.
Du guter Mann, nicht ſo verzagt!
Das, was dir fehlt, das, was dich plagt,
Find'ſt du auf Erden.

Ihr, die ihr Miſogyne heißt,
Der Wein heb' euern großen Geiſt
Beſtändig höher!
Zwar Wein beſchweret oft den Kopf,
Doch der thut manchem Ehetropf
Wol zehnmal weher.

Der Himmel geb' zur Frühlingszeit
Mir manches Lied voll Munterkeit,
Und Euch gefall' es;
Ihr lieben Mädchen ſingt es mit,
Dann iſt mein Wunſch am letzten Schritt,
Dann hab' ich alles.

Auch wenn Erlebniſſe ſeines Innern ihn erſchütterten, wußte Goethe das aufgeregte Gemüth nicht anders zu beſänftigen, als daß er das, was in ihm vorging, in eine Dichtung niederlegte; ſo zeugen von

seinem Lieben in Leipzig und von den Vorwürfen, die er sich dabei über sein Verhalten gegen die Geliebte zu machen hatte, manche weiter unten aufzuführende Gedichte und das Schäferspiel „Die Laune des Verliebten". Ebenso nahmen ihn künstlerische Eindrücke so lange gefangen, bis er sie dichterisch ausgesprochen hatte; daraus entstanden namentlich Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen, die er in hiesigen Sammlungen sah, indem er die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande sich zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen geziemt hätte, zu dichten wußte. Wenn dabei die Gedichte manchmal beschreibend wurden, war ihm dies in der Folge bei größerer Reife nützlich, indem er dadurch auf den Unterschied der Künste aufmerksam wurde. Gedichte dieser Art standen einige auf der gleich zu erwähnenden Abschrift von Behrisch.

So begann denn Goethe in Leipzig, besonders seit Ende 1767, diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowol seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als sich im

Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wol niemand nöthiger als ihm, den seine Natur immerfort zwischen den bis aufs Aeußerste getriebenen Stimmungen entgegengesetzter Art hin- und herwarf. Was Goethe von jener Zeit an schrieb, sind Bruchstücke einer großen Beichte.

Sein Freund Behrisch hatte auch nur das, was man Geschmack nannte: ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zulässige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er zerstörte noch den wenigen Glauben, den Goethe an gleichzeitige Schriftsteller bei sich hegte, durch lieblose Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Goethe's Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ ihn unter der Bedingung gewähren, daß er nichts drucken lassen sollte, wogegen er diejenigen Stücke, welche er für gut hielt, selbst mit seiner zierlichen Hand abschreiben und in einem schönen Bande Goethen verehren zu wollen versprach. Dies geschah, und letzterer trieb das Dichten nur um desto eifriger, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, und hütete sich dabei um so mehr, etwas Leeres und Ueberflüssiges zu sagen, als der Freund ihm öfters zu bedenken gab, daß dies

Verschwendung der Zeit, Geschicklichkeit und Anstrengung sei, die er brauche, um einen Vers mit Rabenfeder und Tusche auf holländisch Papier zu schreiben.

Diese Abschriften Behrisch's, dann die von Breitkopf componirten und herausgegebenen, sowie die in einer Handschrift an Friederike Oeser geschenkten Lieder, endlich zwei noch zu erwähnende Lustspiele nebst einigen zufällig erhaltenen Kleinigkeiten, wie die Oden an Behrisch und Zachariä, eine Hymne an Flora, die Uebersetzung aus Corneille und eine Judenpredigt in ungebundener Rede, scheinen alles zu sein, was von leipziger Dichtungen übrigblieb, als Goethe beim Beginn des Frühjahrs 1770 nach der Universität Strasburg abging und dabei wieder ein Auto de Fé über seine Arbeiten verhängte, weil ihm die in Leipzig verfaßten Gedichte schon zu gering, zu kalt und trocken und in Hinsicht dessen, was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich erschienen.

Daß Goethe mehrseitig in seinem Umgange zu jungen, der Dichtkunst ergebenen Leuten sich hielt, sagt er selbst, nennt aber nur Daniel Schiebeler und Johann Joachim Eschenburg.

Letzterer war am 7. Dec. 1743 zu Hamburg geboren, besuchte aber erst von 1764 ab die leipziger

Universität, wo er, gleich Goethe, Ernesti, Gellert, Clodius und Winckler sowie Morus hörte und mit Weiße befreundet war, an dessen „Bibliothek der schönen Wissenschaften" er sich als Mitarbeiter betheiligte. Schon 1767 verließ er Leipzig, da er die Stellung eines Hofmeisters am Carolinum zu Braunschweig erhalten hatte, woselbst er 1777 Professor der schönen Literatur ward. Er übersetzte mehrere englische Dichtungen, namentlich Shakspeare, und schrieb selbst mehreres über Literaturgeschichte und Aesthetik. Er starb am 29. Febr. 1820. Als Student war er ein schöner junger Mann, der sich unter den Studenten vortheilhaft auszeichnete.

In demselben geselligen Kreise mit Weiße, Oeser, u. a., dem auch Eschenburg angehörte, lebten aber noch einige angehende Dichter, mit denen ebendeshalb Goethe auch verkehrt haben wird, ohne daß er sie jedoch nennt, so namentlich Johann Jakob Engel und Johann Benjamin Michaelis.

Ersterer war am 11. Sept. 1741 zu Parchim geboren, studirte zu Rostock und Bützow, wurde 1763 Doctor der Philosophie, und begab sich 1765 nach Leipzig, um sich der Philosophie sowie den ältern und neuern Sprachen zu widmen. In Leipzig schloß er sich vorzugsweise an Weiße und Garve an, war eben-

falls Mitarbeiter an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" sowie er auch der Bühne nahe stand und mehrere Schauspiele, ingleichen die in der Ostermesse 1770 bei Wiedereröffnung der Vorstellungen der Koch'schen Gesellschaft gehaltenen Reden gedichtet hat. Einem Rufe als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin leistete er 1775 Folge, wurde später Mitglied der dortigen Akademie und 1787 königlicher Oberdirector des berliner Nationaltheaters, zog sich 1794 wegen Kränklichkeit nach Schwerin zurück, begab sich 1798 auf Einladung des Königs Friedrich Wilhelm III. wieder nach Berlin und starb am 28. Juni 1802 in Parchim, als er seine Mutter dort besuchte. Er war ein scharfsinniger Schriftsteller, und namentlich erwarben ihm seine „Ideen zu einer Mimik", sein „Philosoph für die Welt", sein Roman „Lorenz Stark" einen ehrenvollen Namen. Für den Verfasser des letztern wurde Goethe hin und wieder gehalten, obwol dieser selbst wenig erbaut von dem Werke war.

Michaelis wurde am 31. Dec. 1746 als der Sohn eines armen Tuchmachers in Zittau geboren, bezog etwa 1765 mit dürftiger Vorbildung die Universität Leipzig, um Arzneiwissenschaften zu studiren, hörte aber außer den Fachlehrern Gottsched, Gellert und Ernesti,

und gab 1766 seine ersten Gedichte heraus. Dadurch lenkte er die Aufmerksamkeit Gellert's, Weiße's und Oeser's auf sich; vorzüglich nahm sich letzterer seiner an, er zog ihn in sein Haus, ertheilte ihm Zeichenunterricht und empfahl ihn später an Gleim. Mit Engel war er besonders befreundet. Als das neue Schauspielhaus, dessen Vorhang Oeser, wie schon erwähnt, malte, gehoben werden sollte — am 18. Juli 1766 — dichtete Michaelis die Rede für den bauführenden Zimmermeister. Nachdem er 1768 an einem heftigen Nervenfieber daniedergelegen hatte, gab er das Studium der Arzneikunde auf, erlangte 1769 eine Hofmeisterstelle, folgte 1770 dem Rufe zur Redaction des „Hamburger Correspondenten", verlor diese Stellung aber wieder seiner Unzuverlässigkeit wegen, und erhielt nunmehr auf Lessing's Empfehlung bei Seiler's Schauspielergesellschaft das bis dahin unbekannte Amt eines Theaterdichters, das er aber gleichfalls mit Rücksicht auf seine leidende Gesundheit bald wieder aufgeben mußte. Gleim nahm ihn jetzt zu sich, doch erlag er seinem körperlichen Leiden schon am 30. Sept. 1772 zu Halberstadt. Unter seinen Gedichten, deren auch Goethe ehrenvolle Erwähnung thut, zeichneten sich vor allen die satirischen aus.

Befreundet und bekannt mit den damaligen Schön-

geistern und Kunstfreunden Leipzigs, unter den letztern namentlich mit Oeser, Thomas Richter, Kreuchauff, Bause, war auch Christian Garve, und er trat daher unzweifelhaft auch Goethen näher; denn da wir in den Lebensschilderungen der hier genannten Schriftsteller immer wieder denselben leipziger Freundesnamen begegnen, und zwar den Namen der Personen, mit denen eben auch Goethe in näherer Verbindung stand, so läßt sich daraus entnehmen, daß alle diejenigen, welche der Dichtung und Kunst huldigten, einen Kreis bildeten, dessen Glieder einen regen Verkehr unter sich erhielten. Geboren am 7. Jan. 1742 in Breslau, war Garve dort bereits Magister geworden, als er, hauptsächlich Gellert's wegen, noch die Universität Leipzig besuchte und überdies die Vorlesungen von Ernesti und Reiz hörte. Er lieferte hier Aufsätze zu Weiße's „Bibliothek der schönen Wissenschaften", nahm lebhaften Antheil an den Kunstwerken und der Bühne Leipzigs, trat auch zu Engel in ein freundschaftliches Verhältniß, kehrte aber schon 1767 nach Breslau zurück, wo er auch den größten Theil seines Lebens zubrachte und sich bei vielen körperlichen Leiden nur mit Schriftstellerei beschäftigte. Seine Werke sind meistens philosophischen Inhalts mit vorwiegend praktischer Richtung; auf Friedrich's II.

ausdrückliches Verlangen übersetzte er auch Cicero's „Bücher von den Pflichten". Er starb in seinem Geburtsort am 1. Dec. 1798.

Hat uns Garve eigentlich von unserm Wege abgeleitet und könnte vielleicht auch die Hierhergehörigkeit Engel's und Michaelis' noch Zweifler finden, so mag uns Just Friedrich Wilhelm Zachariä wieder ins Gleis unserer sichern Darstellung bringen. Derselbe wurde am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen geboren, wo sein Vater fürstlich schwarzburgischer Kammersecretär und Regierungsadvocat war, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dortiger Landesschule und befliß sich seit 1743 auf der Universität Leipzig eigentlich der Rechte, mehr jedoch der Dichtkunst. Hierbei anfangs von Gottsched begünstigt, entzog er sich doch bald der Herrschsucht desselben und schloß sich den Verfassern der „Bremer Beiträge" an. Nach Beendigung seiner Studien in Leipzig kehrte er für einige Zeit nach Hause zurück und trieb so eifrig Musik, daß er später mit Liedern, die er selbst gedichtet und gesetzt hatte, vor die Oeffentlichkeit treten konnte. Auf der Universität Göttingen, welche er zu Ostern 1747 bezog, befreundete er sich namentlich mit dem Freiherrn von Gemmingen, dessen Dichtungen er später ohne dessen Wissen veröffentlichte, was eine

öffentliche Verwahrung seitens desselben zur Folge hatte. Schon 1748 als Hofmeister am Carolinum zu Braunschweig angestellt, ward er doch erst 1761 zum Professor der Dichtkunst an dieser Anstalt ernannt, erhielt im folgenden Jahre die Aufsicht über die Buchdruckerei und Buchhandlung des herzoglichen Waisenhauses und der Intelligenzblätter zu Braunschweig, womit er zugleich die Herausgabe der „Gelehrten Beiträge" zu übernehmen hatte, sowie er die „Neue Braunschweigische Zeitung" herausgab und größtentheils schrieb. Er verheirathete sich 1773 mit Henriette Wegener und erhielt 1775 ein Kanonikat beim St.-Cyriaksstifte zu Braunschweig, erlag aber bereits am 30. Jan. 1777 einem beinahe zweijährigen Körperleiden.

Zachariä versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, besonders aber war es das komische Heldengedicht, welches er nach Pope's Vorgang und Muster in Deutschland einführte und pflegte, und wodurch dem jungen Goethe schon in Frankfurt großes Vergnügen bereitet worden war, vorzüglich durch den „Renommist". Seine Satiren fand Goethe hiernächst um so ergötzlicher, als sie eigentlich nicht verletzten und z. B. die Liebhabereien und Eigenheiten der Landedelleute spaßhaft, aber ohne Misachtung dar-

ſtellten. Zachariä's Lieder ſang er in Leipzig mit Käthchen Schönkopf zum Klavier, und ſo war Zachariä ein mehrſeitig genau Bekannter und daher froh Begrüßter, als er nach Leipzig kam und bei Schönkopfs, an deſſen Mittagstiſch auch ſein Bruder theilnahm, ſpeiſte. Er ließ es ſich dort einige Wochen gefallen, und die Tiſchgeſellſchaft ſchätzte es ſich zur Ehre, wechſelsweiſe durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlichern Nachtiſch und ausgeſuchtern Wein ihrem Gaſt zu willfahren, der, als ein großer, wohlgeſtalteter, behaglicher Mann, ſeine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte und durch liebenswürdig geübte Unterhaltungsgabe den Wunſch weckte, ihm wieder ein Vergnügen zu machen. Goethe ſchloß ſich entzückt an ihn an und feierte, nachdem der Dichter Leipzig wieder verlaſſen, deſſen dortigen Aufenthalt durch folgendes an ihn gerichtete Gedicht:

Schon wälzen ſchnelle Räder raſſelnd ſich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort
Und, angekettet feſt an Deinem Wagen,
Die Freuden mit Dir fort.

Du biſt uns kaum entwichen, und ſchwermüthig ziehen
Aus dumpfen Höhlen — denn dahin
Flohn ſie bei Deiner Ankunft, wie vor'm Glühen
Der Sonne Nebel fliehn —

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umſchwärmen ſie den Tiſch und ſprühn
Von ihren Fittigen Gift unſerm Frieden
Auf alle Speiſen hin.

Wo iſt, ſie zu verſcheuchen, unſer güt'ger Retter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apollens Liebling, Liebling aller Götter?
Lebt er? iſt er entflohn?

O! gäb' er mir die Stärke, ſeine mächt'ge Leier
Zu ſchlagen, die Apoll ihm gab!
Ich rührte ſie, dann flöh'n die Ungeheuer
Erſchreckt zur Höll' hinab.

O leih mir, Sohn der Maja, Deiner Ferſen Schwingen,
Die Du ſonſt Sterblichen geliehn!
Die reißen mich aus dieſem Elend, bringen
Mich zu der Ocker hin.

Dann folg' ich unerwartet ihm am Fluſſe;
Allein ſo wenig ſtaunet er,
Als ging' ihm, angeheftet ſeinem Fuße,
Sein Schatten hinterher.

Von ihm dann unzertrennlich wärmt den jungen Buſen
Der Glanz, der glorreich ihn umgiebt;
Er liebet mich! dann lieben mich die Muſen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

Auch Gotthold Ephraim Leſſing hielt ſich einige Wochen beſuchsweiſe gleichzeitig mit Goethe in Leipzig auf. Sein Leben und ſeine Thätigkeit ſind zu bekannt und zu bedeutend, als daß es nöthig und möglich wäre, hiervon an dieſer Stelle eine

flüchtige Schilderung zu geben; ja auch nur die Vorführung seines Lebens und Wirkens in Leipzig sowie seines Einflusses auf und seiner Urtheile über Goethe würden den Lauf unserer Darstellung zu sehr unterbrechen. Erinnert sei daher nur daran, daß Lessing im Mai 1768, zu welcher Zeit er hier weilte, bereits durch verschiedene Schauspiele und kleine Dichtungen, sowie dramaturgische, kunstwissenschaftliche und antiquarische Schriften von damals in Deutschland ungekannter Vollendung sich einen großen Namen gemacht hatte. Sollte man nun nicht glauben, daß Goethe, der alle Berühmtheiten aufsuchte, sich auch bemüht haben werde, mit Lessing zusammenzukommen? Es geschah dies aber nicht; er ging nirgends ihm zu Gefallen hin, ja vermied die Orte, wo jener hinkam, weil er sich zu gut dünkte, von fern zu stehen, und doch keinen Anspruch machen könnte, in ein näheres Verhältniß zu ihm zu gelangen. Diese Grille bestrafte sich in der Folge, indem er den von ihm aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen zu sehen bekam. Auch nur eine einzige Spur von persönlicher Annäherung findet sich, indem Goethe in einem Briefe vom 6. Mai 1774 an einen unbekannten Freund schrieb: „Wenn Ihr Lessingen seht, so sagt ihm, daß ich auf ihn gerechnet hätte, und ich

pflegte mich an meinen Leuten nicht zu betrügen.“ Zu Anfang des Jahres 1781 faßte Goethe endlich den Plan, den Ebenbürtigen zu beſuchen, als die Nachricht ſeines Todes — er ſtarb am 15. Febr. im noch nicht vollendeten zweiundfunfzigſten Jahre — ihn niederſchlug.

IV.

Dramatiſche Beſchäftigungen.

Leſſing war zuerſt durch ſeine Bühnenwerke dem Knaben Goethe bekannt geworden; die Nennung deſſelben führt uns daher auf Goethe's Antheil an dem Schauſpiel und der Bühne während ſeines leipziger Aufenthalts.

Schon bei obiger Andeutung über die Bedeutung Leipzigs wurde erwähnt, daß dieſe Stadt zu jener Zeit noch die erſte Stelle in Deutſchland hinſichts der Pflege des Schauſpiels einnahm, da von hier die verſchiedenen Umgeſtaltungen ausgingen, welche eine Veredlung und eine Vermannichfachung der Bühnenunterhaltungen zum Ziele nahmen. Gottſched's Beſtrebungen hatten zwar ſchon Widerſpruch durch Lehren und Spöttereien nicht nur, ſondern auch durch die Thaten Leſſing's und Weiße's gefunden, und ebenſo hatte ſich Goethe ſchon zum Theil von deſſen An-

sehen losgesagt; denn er brachte von Frankfurt nach Leipzig ein bis zum fünften Aufzug fertiges Trauerspiel „Belsazar" mit, das, gegen die Lehre Gottsched's, welcher nur die französischen Alexandriner gelten ließ, in fünffüßigen Jamben geschrieben war. Er berichtet dem Freund Riese unterm 30. Oct. 1765 darüber:

Die Versart, die dem Mädchen wohlgefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte;
Die Versart, die der große Schlegel selbst
Und meist die Kritiker für's Trauerspiel
Die schicklichsten und die bequemsten halten;
Die Versart, die den Meisten nicht gefällt,
Den Meisten, deren Ohr sechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt; Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel
Zu enden. Doch was schreib ich viel davon!
Die Ohren gellten Dir gar manches Mal
Von meinen Versen wieder, drum, mein Freund,
Erzähl ich Dir was Angenehmeres.

Der große Schlegel, worunter nur Johann Elias Schlegel gemeint sein kann, hatte sich nun zwar nicht im angegebenen Sinne ausgesprochen, wol aber hatte er in der unvollendeten Uebersetzung eines Trauerspiels von Congreve das englische Versmaß beibehalten, und sein Bruder Johann Heinrich Schlegel empfahl es allerdings auch für deutsche Trauerspiele. Goethe schreibt also hier dem erstern ein Werk des

jüngsten der drei Brüder Schlegel zu, wie er an einem andern Orte als Verfasser der geistlichen Gesänge des mittlern Bruders, Johann Adolf, ebenfalls den ältesten, Elias, nennt.

Bis 1765 war das Versmaß der fünffüßigen Jamben zwar in einigen übersetzten, aber nur in Einem im Druck erschienenen ursprünglich deutschen Trauerspiele angewendet worden: in der „Befreiung von Theben" von Weiße (1764), das daher auf Goethe's Wahl jedenfalls von Einfluß gewesen ist. Daß Goethe später seine Trauerspiele, wie den „Götz" und „Clavigo", in Prosa schrieb, dürfte dem Vorgang Lessing's zuzuschreiben sein, dem dann aber Goethe auch wieder mit dem Uebergang in die fünffüßigen Jamben in den achtziger Jahren folgte.

Beim Lustspiel ging Goethe inzwischen andere Wege. Obgleich Lessing auch solche nur in ungebundener Rede geschrieben hatte, so richtete sich Goethe doch hierin nach dem Fingerzeig Gottsched's und hielt sich an die Franzosen; denn er fühlte das Bedürfniß einer beschränkten Form zu besserer Beurtheilung der eigenen Arbeiten, und während er zu seiner Bildung mit eindringendem Eifer Molière's Stücke las, fing er zu seiner Uebung an, den „Lügner" von Corneille zu übersetzen, wurde jedoch nur mit dem ersten

Auftritt fertig: eine Arbeit, die noch erhalten ist. Ins Jahr 1768 fallen sodann die beiden Lustspiele, welche noch aus jener Zeit übrig sind: „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen". Beide sind in Alexandrinern geschrieben. Das erstere ist ein Schäferspiel, welche Gattung auch Gottsched begünstigt hatte, vorzüglich weil er sich in der Aufstellung gefiel, daß das Trauerspiel Fürsten, das Lustspiel Bürger und das Schäferspiel Landleute darzustellen habe. Gellert hatte ein paar der besten Schäferspiele geschrieben und sein Beispiel mochte Goethe geleitet haben, namentlich da die Eifersucht, welche er in seinem Stücke zum Ausdruck bringen wollte, auch Inhalt des Gellert'schen Schäferspiels „Das Band" ist. „Die Laune des Verliebten", dessen Veranlassung noch an anderer Stelle ausführlicher erwähnt werden soll, war aus demselben Drange hervorgegangen, von allem sein Gemüth Belästigenden oder seinen Geist Verfolgenden durch eine dichterische That sich zu befreien, welcher schon oben besprochen wurde und dem auch „Die Mitschuldigen" ihre Entstehung verdankten, sowie einige andere nur entworfene oder doch nur zum Theil ausgeführte Stücke. Ist auch die erste Fassung der „Mitschuldigen" verloren, wie es scheint, so ist doch eine Umarbeitung aus dem Jahre 1769

erhalten, welche wahrscheinlich wenig von jener abweicht; das Stück hat da nur zwei Aufzüge und beginnt mit dem jetzigen zweiten. Eine spätere Umarbeitung aus ebendemselben Jahre weicht dagegen nur noch wenig von derjenigen Gestalt ab, in welcher „Die Mitschuldigen" in die Werke aufgenommen sind.

Neben diesen niedergeschriebenen Stücken gefiel sich Goethe im Entwerfen und Spielen von Stegreifstücken, indem bei Breitkopfs öfter dramatisirte Sprichwörter aufgeführt wurden, wobei er sich dann glänzend hervorthat und sich auf lange hinaus im Hause ein Gedächtniß stiftete.

Es blieb, wie sich denken läßt, nicht bei der Abfassung von Bühnenwerken, sondern es verschaffte sich Goethe auch den Genuß von Darstellungen fremder Erzeugnisse. Zwar mochten diejenigen nicht viel zu bedeuten haben, an denen er sich in Schönkopf's Hause selbst betheiligte, wobei er z. B. den Michel in Krüger's „Herzog Michel" vorstellte, auch Lessing's kaum (1767) erschienene „Minna von Barnhelm" gegeben wurde. Aber einflußreich waren die Vorstellungen der unter Koch's Leitung in Leipzig spielenden kurfürstlich sächsischen Hofkomödianten.

Stehende Bühnen gab es damals in Deutschland noch nicht; einzelne Unternehmer durchzogen das Reich.

spielten bald da bald dort, in großen und kleinen Residenzen und bedeutendern Handelsstädten, selbst außer Deutschland, wie in Petersburg, Riga, Strasburg. Zu den angesehensten jener Gesellschaften gehörte die Koch'sche.

Heinrich Gottfried Koch war 1703 in Gera geboren. Er hatte in Leipzig schon zwei Jahre der Rechtswissenschaft obgelegen, als er theils aus Neigung, theils aber auch seiner Armuth wegen 1728 in die Neuber'sche Schauspielergesellschaft eintrat, mit der er dann 1736 und 1737 in Strasburg war, wo er das Spiel der französischen Schauspieler studirte. Von da war er bei verschiedenen Gesellschaften von Hamburg bis Wien, kam 1749 wieder nach Leipzig als Mitglied von Schönemann's Gesellschaft, zerfiel mit diesem und verschaffte sich zu Anfang dieses Jahres das Privilegium als königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Hofkomödiant. Als solcher spielte er nunmehr in Leipzig, wiewol mit Unterbrechungen und zuweilen von andern Gesellschaften abgelöst. Seine Bühne war bald das lebendige Theater in Enoch Richter's Garten, bald ein Saal im Großen Blumenberg, bis er 1751 eine eigene Bühne in Quandt's Hof einrichten ließ, die merkwürdig ist, weil sie die erste war, welche nach dem Muster der altgriechischen

und römischen mit halbkreisförmigem Zuschauerraum auf Gottsched's Veranlassung hergestellt wurde. Sie blieb bis 1766, in welchem Jahre das neugebaute Schauspielhaus eröffnet wurde. Wenn nicht in Leipzig, spielte Koch mit den Seinigen in Lübeck, Hamburg, Dresden, Weimar und Berlin, an welchem letztern Orte er am 3. Jan. 1775 starb.

Als Schauspielunternehmer rühmte man an Koch die Einsicht in der Wahl der Schauspieler und der aufzuführenden Stücke, die geschickte Anordnung des Scenischen, wobei ihm seine Fertigkeit im Zeichnen zu statten kam, das Streben nach Kunstvollendung, den Fleiß in der Bildung von Künstlern, den Ernst in Erhaltung der Ordnung und guten Sitten, seine Beharrlichkeit und Gewandtheit, sowie endlich die Bethätigung seines Gefühls für den äußern Anstand der Bühne bei weiser Sparsamkeit. Als Schauspieler war er in Rollen der verschiedensten Art trefflich, so als Held (z. B. als Essex), als Charakterdarsteller (so als Geiziger in Molière's Lustspiel), als gemüthlicher Alter (so als Hausvater von Diderot), als Komiker (z. B. als sächsischer Bauer). Während Goethe in Leipzig war, spielte Koch für gewöhnlich seines hohen Alters wegen nicht mehr; derselbe hat ihn daher nur als Siegmar in Schlegel's

Trauerspiel „Hermann“ und als Crispin, wie der lustige Bediente des französischen Lustspiels hieß, gesehen, wo er noch eine trockene Heiterkeit und eine gewisse künstlerische Gewandtheit zu zeigen wußte.

Auch seine Gattin, Christiane Henriette geborene Merlet, war eine beliebte Schauspielerin. Sie wurde 1731 zu Leipzig geboren und betrat 1748 in Wien die Bühne, woselbst sie sich auch verheirathete. Sie zeichnete sich im Trauerspiel ebenso wie im Lustspiel, in diesem namentlich in Zofen- und Beinkleiderrollen aus. Nach ihres Mannes Tode zog sie sich zurück und starb um 1805 in Berlin.

Von andern Mitgliedern der damaligen leipziger Bühne nannte Goethe in seinen spätern Jahren noch den Schauspieler Brückner (nicht Brinkner, wie in den Ausgaben von Goethe's Werken steht) und die Schauspielerinnen Steinbrecher (nicht Steinberger), Starke und Schulze (nicht Schulz).

Johann Gottfried Brückner wurde 1730 zu Irmelsdorf geboren, betrat zuerst 1752 die Bühne und ging bald darauf zu Koch, bei dem er bis zu dessen Tode blieb. Er spielte in seinen jüngern Jahren erste Liebhaber und Chevaliers — z. B. den Marinelli in Lessing's „Emilia Galotti“ — später Helden — wie z. B. ein Gedicht auf seine Darstellung

Richard's III. und ein Bild von ihm, welches ihn als Götz von Berlichingen zeigt, erhalten sind — zuletzt aber, wo er bei Döbbelin's Gesellschaft in Berlin thätig war, Väter und edle Alte, sowie überhaupt Männer von Stande. Sein Fleiß im Eindringen in die Rollen und die außerordentliche Biegsamkeit seines Geistes werden ebenso gepriesen, wie sein Anstand, die Anmuth seiner Bewegungen und die Mannichfaltigkeit seiner Stimme. Wie hoch er als Schauspieler gehalten wurde, läßt sich auch daraus entnehmen, daß Michaelis in dem Prolog, welchen er 1769 für die Eröffnung der Vorstellungen der Wäser'schen Gesellschaft in Leipzig gedichtet hatte und in welchem die Zeile vorkommt:

Und Eckhof selbst fing nicht als Eckhof an,

anfangs gesetzt hatte:

Und Brückner selbst fing nicht als Brückner an,

und er die Namen nur darum vertauschte, weil er einsah, daß in dem Prolog nicht das Mitglied einer Gesellschaft gerühmt werden dürfe, welche in demselben Orte eine Nebenbuhlerin der genannten war. Frau Wäser, welche den Prolog sprach, fand aber

das einem deutschen Schauspieler gespendete Lob überhaupt anstößig und sagte:

Und Gaussin selbst fing nicht als Gaussin an.

Bei Brückner's trefflichem Spiel konnte es denn nicht fehlen, daß er auch den ganzen Beifall Goethe's errang, der sich dessen noch in spätern Jahren lebhaft erinnerte. — Brückner starb am 18. Oct. 1786 in Berlin.

Brückner's Frau, Katharina Magdalena Kleefeld, war 1719 in Königstein geboren, trat 1741 zur Bühne, verheirathete sich 1750 mit einem Schauspieler Klotzsch, war lange Zeit eine Zierde der Neuber'schen Gesellschaft, folgte ihrem zweiten Manne, Brückner, von Leipzig nach Berlin, wo sie bis 1791 spielte, lebte dann bei ihrem Sohne Karl Klotzsch, fürstlichem Tanzmeister in Köthen, und starb dort um 1800.

Karoline Elisabeth Steinbrecher, später verehelichte Hübler, war 1733 in Dresden geboren, wendete sich schon 1745 der Bühne zu und war mit ihrer Mutter — welche 1705 geboren war und der in Leipzig zu Goethe's Zeit die vornehmen Mütterrollen zufielen — bei Koch, siedelte auch mit diesem nach Berlin über, hatte aber dessen Gesellschaft schon vor deren Auflösung wieder verlassen; denn zu dieser

Zeit, 1775, findet sie sich mit ihrem Gatten bei der neubegründeten Bühne in Petersburg, wo sie bis zu ihrer Scheidung, 1791, blieb, von welcher Zeit ab sie dann zurückgezogen in Riga lebte. In ihrem Spiel wurde sie als Liebhaberin zu kalt befunden.

Johanne Christiane verehelichte Starke, mit dem Geburtsnamen Gebhardt, war 1732 zu Breslau geboren, widmete sich seit 1748 der Bühne, war während Goethe's leipziger Aufenthalt in Mütterrollen beschäftigt und wurde wohl aufgenommen; ihr Spiel in der Rolle der Claudia in „Emilia Galotti" wollte man über Brückner's Marinelli stellen, und Eckhof besang sie, als er sie 1756 in Schwerin als Marianne in der „Mütterschule" nach La Chaussée gesehen hatte. Der Koch'schen Gesellschaft gehörte sie bis zu deren Auflösung an.

Karoline Schulze endlich ist dasjenige Mitglied der leipziger Bühne, welches vor allen die Aufmerksamkeit der Goethe-Freunde verdient, da Goethe selbst ihr vor allen die meiste zugewendet hat. Sie war 1743 in Wien geboren, wo wahrscheinlich ihre Aeltern beide, jedenfalls ihre Mutter, der Bühne angehörten. Außer ihr widmete sich noch eine ältere Schwester und ihr einziger Bruder der Bühne. Letzterer, Karl, war zugleich mit ihr bei Koch als Ballet-

meiſter, und auch ſeiner erinnerte ſich Goethe im Alter noch. Von ſeinen Balletentwürfen ſind einige veröffentlicht, z. B. „Idris und Zenide". Sein Tanz war zu leidenſchaftlich; weniger noch leiſtete er als Schauſpieler und als Sänger. Er ſtarb am 14. Jan. 1801 (?) in Frankfurt.

Karoline Schulze trat zuerſt 1757 auf; ſie wechſelte ihren Aufenthaltsort öfters, nicht aber aus Veränderungsſucht, ſondern geleitet von dem ernſten Streben, ſich mehr und mehr in ihrer Kunſt auszubilden. Von Wien ging ſie früh zur Ackermann'ſchen Geſellſchaft nach Hamburg, wo ſie bis 1767 geweſen zu ſein ſcheint, und von wo ſie, verdrängt durch die Anmaßungen der berühmten Schauſpielerin Henſel, zur Koch'ſchen nach Leipzig ſich begab, der ſie eine der erſten Zierden ward. Ihre vorzüglichſten Rollen waren im Trauerſpiel damals: Ignes de Caſtro, Arricia in Racine's „Phädra" und Julia in Weiße's „Romeo und Julia", in welcher letztern ſie von Oeſer gemalt wurde; im heitern Fach: Roxilane in „Soliman II." von Favart, und Minna von Barnhelm; außerdem trat ſie auch als Tänzerin auf. Sie war in Leipzig in mehrern guten Häuſern nicht nur wohl, ſondern auch freundſchaftlich aufgenommen, ſo bei Weiße und Oeſer, und als ſie Leipzig

verließ, widmete Professor Clodius ihr die schmeichelhaften Zeilen:

O Freundin, mit dem Reiz Melpomenens geschmückt,
Nie hörst Du auf, das Herz zu rühren:
Jüngst weinten wir, von Deiner Kunst entzückt,
Jetzt weinen wir, Dich zu verlieren.

Sie blieb dann von auswärts in Briefwechsel mit Kreissteuerrath Weiße, der Professorin Clodius und Friederike Oeser, und besuchte diese ihre Freunde und Freundinnen von Hamburg und später von Weimar aus.

Zuerst ging sie von Leipzig aus wieder nach Hamburg, und zwar im selben Jahre, in welchem Goethe Leipzig verließ, und spielte dort unter Ackermann, begab sich dann, ebenfalls noch 1768, zu Döbbelin nach Berlin, wo auch ihr Bruder war und wo sie z. B. als Franciska in „Minna von Barnhelm" entzückte, kehrte aber nach kurzem Aufenthalt abermals nach Hamburg zurück, um sich, immer noch im Jahre 1768, mit dem Bankbuchhalter Kummerfeld zu verheirathen. Dieser war neunzehn Jahre älter als sie, genoß aber ihre volle Achtung nicht nur, sondern auch ihre Liebe, obschon der Hauptbeweggrund, der sie zum Eintritt in die Ehe bewog, die Furcht sein mochte, als alte Schauspielerin einsam und vergessen

zu sterben. Hätte doch ihre eigene Mutter kein beſſeres Los gehabt, wenn ſie dieſelbe nicht mit kindlicher Liebe und Aufopferung bis zum Tode gepflegt hätte! Indeſſen, viel beſſer ſollte es ihr doch nicht werden: im Februar oder März 1777 ſtarb Kummerfeld, und da aus deſſen Nachlaß mehrere Verbindlichkeiten zu erfüllen waren, für welche ſeine Witwe mit eingetreten war, ſo entſpann ſich darüber ein Rechtsſtreit, in dem ſie ihre ſtattliche Einrichtung und ihr eigenes erſpartes Vermögen mit einbüßte.

Sie mußte daher die Bühne wieder beſchreiten und that dies zuerſt am 11. Aug. in der Rolle, in welcher ſie ſchon ſo oft hingeriſſen hatte, als Julia Capuleti. Auch diesmal erreichte ſie den frühern Erfolg, obwol ſie, noch den vollen Schmerz um den Verluſt des geliebten Gatten in der Bruſt, in einem Zuſtande ſolcher Aufregung war, daß ſie faſt bewußtlos ſpielte. Schon im folgenden Jahre ging ſie eine Verbindung mit dem Hoftheater zu Gotha ein, wo ſie für die Rollen der erſten Liebhaberinnen, der muntern und naiven Frauenzimmer, ſowie der Koketten mit ſieben Thalern wöchentlichen Gehalts angenommen wurde und zuerſt als Sara in den „Holländern" auftrat. Bei der ſchon 1779 erfolgten Wiederauflöſung dieſes Hoftheaters begab ſich die Kummer-

feld ans Nationaltheater nach Mannheim, wo sie die ersten Zofen und die muntern Rollen übernahm; aber schon Jahrs darauf entfernte sie sich wieder von dort und war 1784 bei Bellomo's Gesellschaft, als diese nach Weimar kam, wo die Kummerfeld am 5. Oct. zuerst Madame Ruhberg in Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" gab. Indeß entsagte sie schon Ostern 1785 der Bühne für immer, errichtete in Weimar eine Nähschule und nährte sich außerdem seit 1786 durch Bereitung und Verkauf des bekannten, nach ihr benannten Kummerfeld'schen Waschwassers, dessen günstige Wirkung auf die Reinerhaltung der Haut sie an sich selbst bewährt gefunden hatte.

Auch in Weimar erfreute sie sich wieder der allgemeinen Achtung und hatte in angesehenen Häusern, selbst bei der Herzogin-Mutter Amalia, Zutritt. Dessenungeachtet lebte sie in solcher Dürftigkeit, daß sie in der letzten Zeit öffentlicher Unterstützung nicht entbehren konnte. Sie starb am 20. April 1815.

Die Schulze-Kummerfeld war nicht groß und nicht schön, heftigen Gefühls, liebevoll, dienstfertig, sittlich tadellos, mit guter Bildung ausgestattet und als Schauspielerin vorzüglich. Sie hatte Gesichtszüge und Stimme ungemein in der Gewalt, war allerliebst als Kokette im Lustspiel und hatte im

Trauerspiel zwar einen etwas scharfen und zu feierlichen Vortrag; wie aber dieser Fehler früher schon durch jugendliche Anmuth gemildert wurde, so wußte sie ihn auch durch ihr ergreifendes Spiel vergessen zu machen. Wie allgemein anerkannt ihre Bühnenvorzüge waren, beweist recht schlagend, daß August Gottlob Meißner nicht Anstand nahm, einer andern guten Schauspielerin, Frau Hellmuth, über ihre Darstellung der Julia zuzurufen:

Höher, höher empor zu den Stufen,
Wohin dich Schulzin und Bellamy rufen!

Goethen zog sie, so oft sie spielte, ins leipziger Schauspielhaus, und ihre Darstellung der Julia Capuleti war ihm noch im höhern Alter gegenwärtig, besonders wie sie im weißen Kleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision steigerte. Wenn sie die Ottern, welche sie an sich hinaufkriechend wähnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschleudern suchte, war unendliches Beifallklatschen ihr Lohn. Durch ihre tragischen Tugenden hatte sie Goethen, der gewiß auch in den Häusern, in welchen sie ein- und ausging, mit ihr zusammentraf, dergestalt gewonnen, daß er sie in keiner niedern Rolle, am wenigsten als Tänzerin sehen mochte, als

welche sie überdies durch Heftigkeit ihrer Bewegungen die Grenzen der Anmuth oft überschritt. Goethe gedachte sie davon in kleinen ausgestreuten Gedichten abzumahnen, und muß man annehmen, daß er die Gedichte ausstreute, um als deren Verfasser nicht erkannt zu werden, so wird er sie jedenfalls ebenso, wie er es von den an die Corona Schröter gleichzeitig gerichteten ausdrücklich sagt, haben drucken lassen, und dann wären in den Gedichten an die Schulze neben denen an die Schröter die ältesten gedruckten Gedichte Goethe's überhaupt zu suchen.

An ihr erfüllte es sich in betrübender Weise, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht. Wie bekannt die Bereiterin des Kummerfeld'schen Wassers wenigstens dem Namen nach sein mag, so wußte doch von der einst gefeierten Schauspielerin, die Goethen zu Gedichten begeisterte, auch die Goethe-Literatur bisher nur wenig zu sagen, und ein Lebensbeschreiber Goethe's fertigt sie kurz mit der Erwähnung ab, daß sie schwarze Augen und Haare gehabt habe, was nicht einmal wahr ist, obgleich es Goethe sagt; denn sie hatte blaue Augen und blonde Haare.

Von den übrigen Schauspielern aus Goethe's Studentenzeit mögen nur noch erwähnt werden: Johann Karl Löwe, geboren 1731 zu Dresden, welcher

Tölpel — ſeine Frau Katharina Magdalena geborene Ling, in Dresden 1745 geboren, welche Soubretten — Chriſtian Leberecht Martini, geboren um 1720 zu Leipzig, auch Bühnenſchriftſteller, welcher komiſche Rollen — Herlitz, geboren um 1740 zu Schwerin, geſtorben 1776 als Soldat auf einem Oſtindienfahrer auf St.-Helena, welcher Weltleute — Schubert, welcher gutmüthige Alte darſtellte.

Eins der erſten Stücke, welche Goethe zu ſeinem größten Ergötzen auf Leipzigs Bühne vorſtellen ſah, war Weiße's „Die Poeten nach der Mode". Mußte ihn doch auch der Inhalt ganz beſonders anſprechen, da er in Herrn und Frau Geronte Gegenſätze dargeſtellt ſah, welche zwiſchen ſeinen eigenen Aeltern überraſchend ähnlich beſtanden. So wie ſeine Mutter Klopſtock's erhabene Dichtungen verehrte und dagegen ſein Vater nur gereimte für echte Gedichte gelten laſſen wollte, wie der den Geſchmack ſeiner Mutter theilende Knabe Goethe und ſeine Schweſter ihre Vorliebe vor dem nörgeligen Vater verbergen mußten, der Familienzwieſpalt aber zum tragikomiſchen Ausbruch kam, als die Kinder, während dem Vater der Bart abgenommen wurde, in einem Winkel des Zimmers das wilde verzweifelnde Geſpräch zwiſchen Satan und Abramelech im zehnten Geſange der Meſſiade

leidenſchaftlich gegeneinander herſagten und dabei unverſehens ſo laut und heftig wurden, daß der Bartſcherer zuſammenfuhr und dem Vater das Becken mit Seifenwaſſer in den Hals goß — ganz ebenſo ſchwärmt Frau Geronte für den in Klopſtock's Stil und in Hexametern ſchwülſtig dichtenden Dunkel, Herr Geronte aber für den in glatt hinfließenden, platten Verſen dichtenden Reimreich, und da jedes der beiden Gatten dem eigenen Günſtling die einzige Tochter, wider deren Willen, zur Frau verſprochen hat, ſo kommen die Gegenſätze endlich ebenfalls zu einem ſpaßhaften Zuſammenſtoß. Goethe unterließ nicht, ſeinen Beifall über dieſes Luſtſpiel gegen Frau Böhme kundzugeben, die es dagegen ganz entſetzlich heruntermachte. Beim nähern Beſehen konnte Goethe ihr nicht unrecht geben, wiewol der Tadel eigentlich nur inſofern gerechtfertigt war, als das Stück als eigentliches Luſtſpiel betrachtet wurde, während es ſeinen Werth als ſatiriſche Poſſe recht wohl behaupten konnte. Der erſte lebhafte Eindruck blieb auch trotzdem nachhaltig und ſeine Wirkung finden wir an einem Orte, wo man ſie nicht ſuchen wird: im zweiten Theil des „Fauſt". Man vergleiche nur mit einer Stelle der Helena die nachfolgende aus den „Poeten nach der Mode", zu deren Verſtändniß nur zu erwähnen iſt,

daß der Liebhaber und Verlobte der den beiden Dichtern zugesagten Tochter, Valer, die schwache Seite der Aeltern seiner Geliebten benutzt und ebenfalls dichtet, wobei es ihm nicht schwer fällt, bessere Verse hervorzubringen als seine Nebenbuhler. Geronte fühlt das auch richtig heraus, ist ganz entzückt über den, die Verse nur so herausschüttelnden Valer, und es schließt sich hieran nachstehendes Gespräch:

Geronte. Ich bitte, hören Sie auf; es geht mir sonst im Kopfe herum. Wenn ich Narr nur noch nicht mit Reimreichen einen Contract aufgesetzt hätte!

Valer. Ich habe mir niemals aus meinen Versen ein Verdienst gemacht; denn ich weiß, daß es hundert bessere Dichter, als ich, gibt. Am mindesten fiele mir ein, daß Henriette der Preis eines solchen Spielwerks sein sollte, sonst hätte ich Sie wol selber wollen Verse machen lehren.

Geronte. Ach gehen Sie! Sie machen mich zu lachen. Wenn Sie mich das lehren könnten, wahrhaftig! Henriette sollte und müßte noch die Ihrige sein.

Valer. Und wenn ich Ihnen nun gleich zeigte, daß Sie eben jetzt Verse gemacht haben? Eine kleine Versetzung, so sind sie fertig.

Geronte. Warum nicht gar!

Johann. Das möchte ich doch auch wiſſen!

Valer. Wir redeten vom Verſemachen. Sie ſagten:

Wenn Deine Kunſt mich dieſes lehret,
Was räumt' ich Dir dafür nicht ein!
Dein Wunſch ſollt' auf einmal —

Nun, Herr Geronte!

Geronte. erhöret,

Valer. Und Henriette —

Geronte. Deine ſein.

Ich bin außer mir für Freuden! Es iſt auf meine Ehre wahr! Das habe ich doch in meinem Leben nicht gewußt, daß ich ein Poete bin — u. ſ. w.

Dagegen läßt Goethe Helena und Fauſt, nachdem jene die gereimte Rede des Wächters Lynceus vernommen, wie folgt ſprechen — wobei jedoch nicht verhehlt werden ſoll, daß Goethen auch die perſiſche Sage von der Erfindung des Reims durch Behramgur und Dilaram vorgeſchwebt haben mag:

Helena.

Vielfache Wunder ſeh' ich, hör' ich an,
Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich?
Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
Ein andres kommt dem erſten liebzukoſen.

Fauſt.

Gefällt dir ſchon die Sprechart unſrer Völker,
O ſo gewiß entzückt auch der Geſang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde.
Doch iſt am ſicherſten, wir üben's gleich;
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So ſage denn: wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Fauſt.

Das iſt gar leicht: es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.

Wer mitgenießt?

Fauſt.

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts, nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand:
Beſtätigung, wer gibt ſie?

Helena.

Meine Hand.

Wie Goethen Weiße's „Julia" entzückte, ſeine „Poeten nach der Mode" ihn ergötzten, ſo machte

ihm noch eine dritte Bühnenstückgattung, welche die deutsche Bühne Weißen sogar zu verdanken hat, viel Vergnügen: seine heitern Singspiele. In England gab es dergleichen, seit Gay zur Verspottung der italienischen Oper 1727 die „Bettleroper" geliefert hatte, und bald danach — 1731 — Coffey's „The Devil to pay" gewaltigen Beifall fand, der sich später in Hamburg wiederholte, als Schönemann dieses Singspiel mit der ursprünglichen englischen Musik aufführte. Koch hätte sich gern diesen Beifall auch zu Nutze gemacht, allein Schönemann gab die Kostbarkeit nicht heraus. Koch wandte sich daher an Weiße um Besorgung einer neuen Uebersetzung, welche dann von Standfuß, Correpetitor bei Koch's Truppe, in Musik gesetzt wurde. Als Gottsched, der damals noch in hohem Ansehen stand, davon hörte, machte er alle Anstrengung, die Schmach abzuwenden, daß unter seinen Augen das musikalische Drama wieder entstehen sollte, nachdem er schon in alle Welt den Sieg ausgerühmt, den er durch seine Bemühungen, die Oper zu verdrängen, errungen hatte; er wandte sich sogar an den kurfürstlichen Directeur de plaisir in Dresden, um den Unfug zu verhindern, allein vergeblich: sein an diesen Hofwürdenträger gerichteter, in schlechtem Französisch geschriebener Brief wurde

bekannt und verspottet, der Dichter Rost veröffentlichte eine satirische Epistel über Gottsched's Gegenbemühungen und die Frau Koch sprach einen über denselben spottenden Prolog, als Weiße's „Der Teufel ist los" am 6. Oct. 1752 zum ersten mal aufgeführt wurde, worauf eine lange Reihe von Wiederholungen folgte. Gottsched's Sturz ward aber durch diese Teufelei entschieden. Indessen blieb vorläufig dieses Singspiel ohne Nachfolger, bis Weiße, aus Paris zurückgekehrt, in Nachahmung der komischen Operetten Favart's eine Reihe Singspiele mit Gegenständen aus ländlichen Verhältnissen für Koch schrieb, die Hiller setzte, von denen aber die erste, „Lottchen am Hofe", 1763 in Weimar, wo Koch damals spielte, aufgeführt wurde. Koch half sich durch den Erfolg dieser Stücke, in denen namentlich die Steinbrecher außerordentlich gefiel, wieder auf, und als Goethe nach Leipzig kam, waren dieselben hier in voller Blüte. Ob dieser sich damals auch schon an solchen versuchte und die Entwürfe nur mit so manchen andern vernichtete, ist unbekannt, aber nicht unwahrscheinlich bei seinen musikalischen Beschäftigungen in Leipzig und seinem Umgang mit Hiller, Weiße und Schiebeler. Das erste sicher in der Gestalt der Singspiele Weiße's geschriebene Stück war 1774 „Erwin und Elmire", wobei man

ſich jedoch deſſen erſte Bearbeitung zu denken hat, nicht die in Italien vorgenommene Umarbeitung. Vielleicht war indeſſen ſchon das 1773 in Briefen Goethe's an Keſtner in Wetzlar erwähnte Luſtſpiel mit Geſängen ein ähnliches.

Der ebengenannte Schiebeler, Daniel mit Vornamen, war auch ein Nachahmer Weiße's im Singſpiel. Geboren 1741 in Hamburg, hatte er ſich 1761, als Koch dort Vorſtellungen gab, mit dieſem in Verbindung geſetzt und ſchrieb für ihn Theaterreden, Vorſpiele und Nachſpiele. Solche Arbeiten ſetzte er fort, als er, um die Rechte zu ſtudiren, nach Göttingen gegangen und 1765 nach Leipzig gekommen war. Hier verband er ſich mit Hillern zur Herausgabe von Geſängen (Romanzen) und brachte mit großem Beifall ſein gleichfalls von Hiller mit Muſik verſehenes Singſpiel „Liſuart und Dariolette" auf die Bühne; auch Goethe begünſtigte dieſe Leiſtung. In Leipzig wurde Schiebeler 1768 Doctor und dann in Hamburg Kanonikus, er ſtarb am letztern Orte ſchon 1771.

Lebhafte Theilnahme bezeigte Goethe für das neue Schauſpielhaus, welches auf der zu dieſem Zwecke vom Kurfürſten überlaſſenen Baſtei am Ranſtädter Thor erbaut wurde. Schon während des Baues war

er oft darin, namentlich als Oeser auf dem Boden des im Ausbau begriffenen Hauses dessen Vorhang malte. Auf diesem hatte der Künstler die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt; einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Bildsäulen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neuern Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und schön; aber wunderlich war, daß man durch das Portal eines in der freien Mitte stehenden Tempels einen Mann in leichter Jacke zwischen beiden obengedachten Gruppen hindurch und, ohne sich um sie zu bekümmern, gerade auf den Tempel losgehen sah; man erblickte ihn daher von hinten, und er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser sollte Shakspeare bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigene Hand der Unsterblichkeit entgegengehe.

Die neue deutsche Bühne wollte man nun auch mit einem vaterländischen Stücke einweihen, man nahm hierzu Johann Elias Schlegel's „Hermann". Die Eröffnung fand am 6. Oct. 1766 statt. Brückner gab den Hermann, Koch den Siegmar, Herlitz den

Flavius, Frau Koch die Thusnelda und Frau Brückner die Adelheid. Das Stück lief freilich ungeachtet aller Thierhäute und andern Viehstücke sehr trocken ab, wurde aber gerade durch die erregte Langeweile erfolgreich; denn Goethe, der gegen alles, was ihm nicht gefiel oder misfiel, sich sogleich in Widerspruch setzte, dachte nach, was bei solcher Gelegenheit zu thun gewesen wäre: er sah ein, daß solche Schauspiele in Zeit und Gesinnung zu weit von uns abliegen, und suchte nach bedeutenden Gegenständen in der spätern Zeit, und so war dies der Weg, auf dem er fünf Jahre später, als ihn Klopstock's „Hermannsschlacht" wieder an jene Betrachtungen erinnerte und er inzwischen auch den Shakspeare durch Wieland's Verdeutschung näher kennen gelernt hatte, zu „Götz von Berlichingen" gelangte, der also ebenfalls seine Wurzeln in Leipzig hat, wie denn Goethe hier auch auf den englischen Bühnenschöpfer zuerst, jedoch nur durch Dodd's „Beauties of Shakspeare", hingewiesen worden war. Erwähnt mag übrigens noch werden, daß seit Ostern 1766 Eberhard Christoph Freiherr von Berlichingen mit Goethe in Leipzig studirte.

Bald nach Eröffnung des neuen Schauspielhauses wurde „Medon oder die Rache des Weisen" von Clodius aufgeführt. Der Gegenstand dieses Lustspiels

ist ganz derselbe, wie der des Stücks, welches im zweiten Kapitel des dritten Buchs von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" der dilettantische Baron zum besten gibt. Medon wird als ein junger Edelmann von trefflichen Eigenschaften dargestellt, den sein jüngst verstorbener reicher Vater enterbt hat, weil dessen Bruder den abwesenden Neffen in plumpster Weise anzuschwärzen gewußt hatte, wozu er sich der Hülfe Philint's, den Medon für seinen aufrichtigsten Freund hält, bedient gehabt hat. Solche unwahrscheinliche Vorgänge nur einigermaßen glaublich zu machen, ist kaum versucht. Nun liebt Medon die Tochter seines tückischen Oheims, die ihn, wie auch von anderer Seite geschieht, auf die Zweifelhaftigkeit der Freundschaft Philint's aufmerksam macht; allein trotzdem wird er nicht vorsichtiger, sondern beauftragt fortwährend Philint mit allen gegen seinen Oheim und zu seiner Wiedereinsetzung ins Erbe zu thuenden Schritten, anstatt selbst dafür thätig zu sein. Als endlich die Bübereien seines Oheims und seines vermeintlichen Freundes dennoch zu Tage kommen, verzeiht Medon denselben nicht nur, sondern versöhnt sich auch mit ihnen und beschenkt sie obendrein. Ueberhaupt gibt Medon keine Beweise von Weisheit, sondern nur von übermäßiger Gutherzigkeit, Schwach-

sinnigkeit und Trägheit; das Stück aber ist albern in der Anlage, todt in der Ausführung und platt in der Sprache.

Die Weisheit, Großmuth und Tugend des Medon fand denn auch Goethe unendlich lächerlich, so sehr auch die erste Vorstellung des Lustspiels beklatscht wurde. Er schrieb gleich abends, als er mit seinen Freunden in Schönkopf's Weinstube kam, einen Prolog in Knittelversen, worin er Harlekin mit zwei großen Säcken auftreten ließ, der diese an beide Seiten des Proscениums stellt und nach verschiedenen vorläufigen Späßen den Zuschauern vertraut, daß in den beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine sei nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Harlekin entfernte sich darauf ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuschauer ernstlich, sich an seine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte sie, wie er immer ihr Freund gewesen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren.

Dieser Prolog wurde sofort von Goethe's Freund und Landsmann Horn im Zimmer gespielt, doch blieb

der Spaß innerhalb des geſchloſſenen Kreiſes, es wurde nicht einmal eine Abſchrift davon genommen, und das Papier verlor ſich bald. Horn jedoch, der den Harlekin ganz artig vorgeſtellt hatte, ließ ſich's einfallen, Goethe's Gedicht an den Kuchenbäcker Händel vorzunehmen, es um mehrere Verſe zu erweitern und es zunächſt auf den Medon zu beziehen. Nun hieß es ſo:

O Händel, deſſen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu Deinen Ohren ſteigt!
Du bäckſt, was Gallier und Britten emſig ſuchen,
Mit ſchöpfriſchem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffees Ocean, der ſich vor Dir ergießt,
Iſt ſüßer als der Saft, der von dem Hybla fließt.
Dich ehrt die Nation, abwechſelnd ſanft in Moden;
Ihr Tribunal verbannt hin zu den Antipoden
In trauriges Exil den Kopf, leer von Verſtand,
Der kein Elyſium in Deinem Garten fand.
Dein Haus iſt ein Trophä von Spolien unſrer Beutel;
Strahlt gleich kein Diadem Dir um den hohen Scheitel,
Erhebt zu Deinem Ruhm ſich gleich kein Monument,
Auch ohne Purpur ehrt Dich dennoch der Student.
Glänzt Deine Urn' dereinſt in majeſtät'ſchem Pompe,
Dann weint der Patriot an Deiner Katakombe.
Wenn dann ein Autor Dich uns im Kothurne zeigt
Und Du Sentenzen ſprichſt, wird unſer Herz erweicht.
Wär' es dem Marmor gleich, ſo darfſt Du uns erſcheinen,
Wie Medon uns erſchien, und Myriaden weinen.
Doch leb! Dein Torus ſei von edler Brut ein Neſt!
Steh hoch wie der Olymp, wie der Hymettus feſt!

Kein Phalanx Griechenlands, nicht römiſche Balliſten
Vermögen je Dein Glück, o Händel, zu verwüſten.
Dein Wohl iſt unſer Wohl, Dein Leiden unſer Schmerz,
Und Händel's Tempel iſt der Muſenſöhne Herz.

Horn las dieſes Gedicht vor; Goethe und die andern konnten aber keine Freude daran haben, weil ſie die Zuſätze nicht eben geiſtreich fanden und das erſte, in einem ganz andern Sinne geſchriebene Gedicht entſtellt erſchien. Horn, unzufrieden über dieſe Gleichgültigkeit und den erfahrenen Tadel, mochte es, um ſich anderwärts Beifall zu erholen, weiter gezeigt haben, es war neu und luſtig gefunden worden, und man machte Abſchriften davon, denen der Ruf des „Medon" ſogleich große Verbreitung verſchaffte. Allgemeine Misbilligung erfolgte hierauf und die bald erkundeten Urheber wurden höchlich getadelt; denn ſeit Roſt's Angriffen auf Gottſched war dergleichen nicht wieder vorgekommen, und „Medon" hatte überdies ſeitens der Kunſtkenner günſtige Beurtheilungen erfahren. Die Geſchichte machte außerordentliches Aufſehen, ſogar in Dresden verlautete davon; Goethe wurde als erſter Verfaſſer des anſtößigen Gedichts bekannt und als Händelmacher verſchrien, ja der Umgang mit ihm wurde ſeinem Freunde Behriſch dermaßen zur Laſt gelegt, daß dieſer Vorwurf einen

Grund der Entlassung desselben aus seiner Hofmeisterstelle abgab. Clodius verurtheilt offenbar nur diese Spötterei, wenn er die Vorrede zu dem nicht lange danach, 1767, im zweiten Stück der „Versuche aus der Literatur und Moral" in Druck gegebenen „Medon" schließt: „Ich wage also diesen Schritt (der Veröffentlichung des Lustspiels), ermuntert durch das Glück einer dreimaligen Vorstellung, durch die freundschaftliche Kritik der Verfasser der «Sara» (Lessing) und des «Richard's» (Weiße) und durch das nachsichtige Urtheil eines Jerusalem, Hagedorn, Gellert, Klotz- und anderer würdigen Männer von meinen übrigen Schriften. Wenn „Medon" den Vorzug behaupten sollte, ihnen zu gefallen, wie wenig würde er die Einfälle derjenigen achten, die unter der Kritik sind."

Das wäre also die erste literarische Aburtheilung Goethe's.

Clodius trug Goethen seinen Uebermuth aber nicht nach und zeigte sich wenigstens nach dessen Abreise von Leipzig wieder freundschaftlich gegen ihn gesinnt. Als Goethe dies in Frankfurt durch Mittheilung Oeser's erfuhr, fiel ihm ein Stein vom Herzen, und er wagte nunmehr, durch den letztgenannten, zu dessen geselligem Kreise Clodius wie Goethe gehörten, jenen grüßen zu lassen.

Da das satirische Vorspiel zum „Medon" nach der einen Seite hin seine Nachfolger in spätern Harlekinaden, nach der andern Seite im „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht von Bahrdt" (der, beiläufig gesagt, während Goethe's Aufenthalt auch noch hier lebte) und in „Götter, Helden und Wieland" hatte, so lassen auch die ersten Spuren dieser Dichtungen sich bis in die leipziger Zeit zurückverfolgen. Und schon damals verhielt sich Goethe zu ihnen wie später: seine Satire war der unzurückdrängbare Ausdruck seiner scharfen Urtheilskraft und seiner Laune, ohne einen Gedanken von Bosheit, weshalb er gern die Hand zur Begütigung der von ihm in ihren Leistungen Angegriffenen bot.

Endlich hat auch das große Werk seines Lebens, „Faust", in Leipzig seine geistige Grundlage. Hat doch hier der junge Goethe Philosophie, Juristerei, Medicin und Theologie theils wirklich studirt, theils wenigstens mit reger Aufmerksamkeit betrachtet, und die letztere in ihren Kämpfen eifrig verfolgt! Lernte er doch hier, wie er sagt, mehr kennen, als zurechtlegen! Empfand er ja hier vorzüglich jene Qual eines verworrenen und beschränkten Wissens, welches ihn verurtheilte, in Worten zu kramen, ohne daß ihm jemand Aufschluß über die Fragen zu geben vermochte,

durch welche er Befriedigung der tiefbewegten Bruſt ſuchte! Begriff er doch hier ſchon bei immer mehr zuſtrömendem Wiſſensſtoff, nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe, die Wahrheit des alten Spruchs, daß Zuwachs an Kenntniß Zuwachs an Unruhe ſei, und blieb er doch auch hier, bei all dem dunkeln Drange und der nahenden Verſuchung, des rechten Weges immer ſich bewußt!

Bekanntlich enthält aber der erſte Theil des „Fauſt" auch einzelne Erinnerungen an Leipzig, insbeſondere einen ganzen Auftritt, deſſen Schauplatz Auerbach's Keller iſt, indem Goethe die in deſſen Räumen in zwei Bildern dargeſtellte Sage, wie Doctor Fauſt hier unter Zechen und Muſiciren ſich ergötzte und dann auf einem Faſſe davonritt, zu jener Scene benutzte, welche den gelehrten Mann zuerſt im bewegten Leben unter einer Geſellſchaft lockerer und roher Burſchen zeigt. Allerdings konnte Goethe die Urbilder zu dieſen kaum hier finden, wo das ſtudentiſche Weſen vielmehr ein faſt verrufen ſteifes war, am allerwenigſten wäre Auerbach's Keller der Ort für ſolches Gelichter geweſen, ſich breit zu machen. Auf leipziger Verhältniſſe weiſt aber ferner jener landläufig gewordene Ausſpruch des luſtigen Froſch hin:

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es iſt ein klein Paris und bildet ſeine Leute —

wodurch Goethe wol die Schulmeisterei verspottete, mit welcher man hier seine Sprache, seine Kleidung, seine Sitten bemängelte. Auch mochte ihn zu der Bezeichnung Leipzigs als „klein Paris" vielleicht jenes Epigramm Taubmann's auf Auerbach's Keller geleitet haben, worin Leipzig parva Misnia, dieser Keller aber parva Lipsia genannt wird. Endlich zielt auf eine leipziger Redensart die Anspielung auf Hans von Rippach, ein hier übliches Schimpfwort, welches beim gemeinen Manne vollständiger lautete — doch Wieland meint von dergleichen: „Das läßt sich nur auf Griechisch sagen", also: Ἂνς Ἄρσχ φον Ριππαχ.

Goethe nahm, als er Leipzig verließ, noch manche entworfenen und begonnenen Bühnenstücke mit; eine Farce, welche leipziger Vorgänge zum Gegenstande hatte und von ihm unter dem Titel „Lustspiel in Leipzig" den Freunden angekündigt wurde, scheint er erst nach seinem Weggang von hier geschrieben, indessen auch nicht vollendet zu haben. Alle Entwürfe und halbfertigen Stücke vernichtete er aber durch Feuer, ehe er 1770 auf die Universität Strasburg abging.

V.

Musikalische Anregungen.

Nicht minder als den dramatischen Genüssen Leipzigs huldigte Goethe den musikalischen. Zwei gesellige Kreise waren es vornehmlich, in denen sich Liebhaber der Tonkunst versammelten und in denen auch Goethe sich thätig bezeigte, indem er bald Klavier bald Flöte spielte, bald sang, bald Lieder zur Composition dichtete: bei Schönkopfs und bei Breitkopfs. Bei jenen war es namentlich die Tochter des Hauses, Käthchen, mit welcher er Zachariä's Lieder sang, während der jüngste Sohn, Adam Peter, sich früh durch sein Talent im Klavierspielen hervorthat; außerdem gingen dort aus und ein: der auf dem Brühl, Schönkopfs schräg gegenüber wohnende Kaufmann Johann Wilhelm Obermann, dessen älteste Tochter als Concertsängerin sich auszeichnete; sodann Doctor Hermann, der den Flügel mit großer Fertig-

keit spielte; Behrisch, der für Musik blind eingenommen war; der Componist und Klavierspieler Lelei und Johann Georg Häser. Letzterer war am 11. Oct. 1728 in Gersdorf bei Reichenbach in der Oberlausitz geboren und eines Zimmermanns Sohn. Er wurde 1752 nach Leipzig geschickt, um Rechtsgelehrter zu werden, wobei er sich aber seinen Unterhalt durch Musikunterricht erwerben mußte. Seit 1756 widmete er sich gänzlich der Musik, wurde 1763 Vorspieler bei den großen Concerten, später auch beim Theater, 1785 Musikdirector der Universität und 1800 in Ruhestand versetzt. Er starb am 15. März 1809. Eine erst im französischen Kriege verbrannte Zeichnung Goethe's stellte Peter Schönkopf am Klavier und daneben seine Schwester Katharina sowie Häser und Lelei dar.

Das andere musikliebende Haus, in welchem Goethe viel verkehrte, war das Breitkopf'sche. Beide Söhne, Bernhard Theodor und Christian Gottlob, waren der Musik ergeben und belebten die Concerte, welche dort öfters veranstaltet wurden; namentlich aber war der ältere geübt, sowol den Flügel wie die Geige, die Bratsche und die Laute fertig zu behandeln; auch componirte er eine größere Anzahl von Goethe's leipziger Liedern, die Ende 1769 veröffent-

licht wurden. Es waren folgende, welche insgesammt in gegenwärtiger Darstellung — jedoch in der ältesten vorhandenen Fassung der an Friederike Oeser geschenkten Handschrift — an den geeigneten Stellen vorkommen: „Neujahrslied"; „Der wahre Genuß"; „Die Nacht"; „Das Schreien"; „Der Schmetterling"; „Das Glück"; „Wunsch eines jungen Mädchens"; „Hochzeitlied"; „Kinderverstand"; „Die Freuden"; „Amor's Grab"; „Liebe und Tugend"; „Unbeständigkeit"; „An die Unschuld"; „Der Misanthrop"; „Die Reliquie"; „Die Liebe wider Willen"; „Das Glück der Liebe"; „An den Mond"; „Zueignung".

Das „Neujahrslied" hatte noch ein anderer Freund componirt und schon 1769 bekannt gemacht: Georg Simon Löhlein. Er war 1727 in Neustadt an der Haide geboren, wurde im sechzehnten Jahre auf einer Reise nach Kopenhagen wegen seiner Größe in Potsdam gewaltsam zum Soldaten gemacht, blieb in der Schlacht bei Kollin für todt auf der Walstatt, wurde aber von den Oesterreichern aufgenommen und wiederhergestellt. Alsdann widmete er sich den Wissenschaften, erlernte überdies das Klavier-, Geigen- und Harfenspiel, ging 1760 auf die Universität Jena und wurde 1761 als Musikdirector nach Weimar berufen. Nach dem Hubertsburger Frieden, zu Ostern 1763, be-

zog er die Universität Leipzig, gab hier auch Musikunterricht, erhielt dann eine Stelle bei der ersten Violine der großen Concerte und beschäftigte sich nebenbei mit Ausbesserung alter Geigen. Auch richtete er ein durch seine Schüler besetztes wöchentliches Liebhaberconcert ein. Seine Compositionen sind ohne Werth, aber seinen Ruhm gründete er sich durch eine Klavierschule und eine Violinschule, sowie durch persönlichen Musikunterricht. Er erhielt 1779 einen Ruf als Kapellmeister nach Danzig, konnte aber das dortige Klima nicht vertragen und starb daselbst zu Anfang des Jahres 1782.

Die großen Concerte, bei denen Löhlein und Häser angestellt waren, gewährten schon einen höhern, wahrhaft künstlerischen Genuß. Sie waren erneuert und geleitet von Johann Adam Hiller. Derselbe war am 25. Dec. 1728 in Wendischossig bei Görlitz als der Sohn eines armen Schullehrers geboren. Den Vater verlor er früh. Er erwarb sich in Görlitz durch seine hübsche Singstimme Gönner, mit deren Unterstützung er das dasige Gymnasium und später die Kreuzschule zu Dresden bezog, wo er unter aufreibender Thätigkeit mehrere Instrumente spielen lernte und überhaupt in der Musik weite Fortschritte machte. Im Jahre 1751 begann er auf der Universität Leip-

zig der Rechtswiſſenſchaft obzuliegen, dichtete und componirte dabei, erwarb ſich die Freundſchaft Gottſched's und Gellert's, und ward 1755 Hofmeiſter eines Grafen Brühl, wodurch er Gelegenheit erhielt, in Dresden, das damals an Vorzüglichkeit muſikaliſcher Leiſtungen faſt alle deutſchen Städte überragte, hohe Genüſſe zu ſchöpfen und an Kunſt zu gewinnen. Indeſſen befiel ihn ſchon zu jener Zeit eine Schwermuth, die ihn das ganze Leben hindurch quälte; er verließ ſeine angenehme Stellung 1758, um nach Leipzig zurückzugehen, gründete hier 1760 die erſte muſikaliſche Zeitung („Muſikaliſcher Zeitvertreib"), erneuerte 1762 die großen Concerte, errichtete 1771 eine Singſchule für Frauenzimmer und erhielt 1781 das Directorium der nunmehr zur öffentlichen Anſtalt erhobenen Gewandhausconcerte. Als Tondichter wurde er vorzugsweiſe berühmt durch Liedercompoſitionen und die Muſik zu Weiße's Singſpielen. Uebel ſchlug es für ihn aus, daß er 1782 einen Ruf nach Mitau zu Einrichtung einer Kapelle für den Herzog von Kurland annahm; denn da um jene Zeit dieſes Land von Rußland eingezogen wurde, mußte er die Kapellmeiſterſtelle wieder verlaſſen, und reiſte nun ſeit 1784 mit ſeiner Familie, geiſtliche Concerte gebend, umher, bis ihm 1789 das Cantorat an der Thomasſchule

zu Leipzig übertragen wurde, wo er am 16. Juni 1804 ſtarb.

Goethe, der an Hiller's Muſik zu Weiße's Singſpielen großes Vergnügen gefunden hatte, beſuchte denſelben und ward freundlich von ihm aufgenommen; doch wußte jener mit der wohlwollenden Zudringlichkeit, mit der heftigen, durch keine Lehre zu beſchwichtigenden Lernbegierde des jungen Mannes ſich ſo wenig wie andere zu befreunden. Indeſſen geſtand er in Bezug auf Goethe's Lieder, daß es dem Dichter keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieſer ſcherzhaften Dichtungsart fehle und daß dieſe Lieder in einer Sammlung bekannt gemacht und ſo artig componirt zu werden verdienten, wie von Breitkopf geſchehen.

Zu den bedeutendſten Schülerinnen, welche Hiller bildete, gehörten Gertrud Eliſabeth Schmeling und Corona Eliſabetha Wilhelmina Schröter.

Die 1749 in Kaſſel geborene Schmeling verkümmerte als Kind in hohem Grade, da ihre Mutter bald nach ihrer Geburt geſtorben war und der Vater ſie aus Armuth ſich ſelbſt überlaſſen mußte. Aus Langeweile lernte ſie an den Inſtrumenten, welche ihr Vater ausbeſſerte, ſpielen, und als dies der Vater

wahrnahm, half er durch Unterricht nach und ließ seine Tochter von deren siebentem Jahre an als musikalisches Wunderkind auf der Geige hören. Nachdem er hierdurch etwas erworben hatte, brachte er sie nach Frankfurt am Main, wo sie bessern Unterricht erhielt und ärztlich behandelt wurde, worauf sie schon als neunjähriges Kind sogar in Wien und London öffentlich auftrat und Bewunderung erntete. Am letztern Orte gab Paradisi ihr einigen Gesangunterricht; aber erst Hiller, zu dem sie 1766 kam, bildete sie zur wirklichen Sängerin aus. Damals konnte sie aber wegen der als Kind überstandenen englischen Krankheit noch nicht gehen und stehen, und war überdies verwachsen; nichtsdestoweniger veranlaßte sie die Kurfürstin von Sachsen, als sie 1771 in Dresden sang, die Bühne zu beschreiten, und es führte sie dies zu neuen Ruhmeserfolgen. Noch in demselben Jahre erhielt sie einen Ruf nach Berlin als königliche Opernsängerin. Dort verliebte sie sich in den schönen Flötenspieler Mara, und da König Friedrich II. in seiner gewaltthätigen Weise diese Verbindung nicht zugeben wollte, entfernten sich beide heimlich, wurden aber eingeholt und zurückgebracht, worauf der König den Mara nur gegen das Versprechen eines lebenslänglichen Engagements seitens der Schmeling begnadigte

und die Heirath gestattete. Dem gebundenen Verhältniß entzog sich das Ehepaar 1780 durch eine diesmal gelungene Flucht, und in den folgenden Jahren glänzte die Mara als Opernsängerin in Wien, Paris, London, sowie in mehrern Städten Deutschlands und Italiens, endlich auch 1804 und 1805 in Petersburg und Moskau. An dem letztgenannten Orte ließ sie sich als Gesanglehrerin mit einem Vermögen nieder, das, soviel auch ihr liederlicher Gatte durchgebracht hatte, noch immer beträchtlich war, das sie aber 1812 beim Brande Moskaus fast ganz verlor, worauf sie abermals Deutschland durchreiste und sich dann nach Reval zurückzog, wo sie 1833 starb.

Ihre Stimme war von unglaublicher Ausdehnung, Fülle, Kraft, Reinheit und Sicherheit, und ihr Vortrag überwältigend, wie sehr auch dem Eindruck auf der Bühne ihre äußere Erscheinung entgegenwirkte. Im Leben war sie sanft und gutmüthig, aber ohne feine Bildung.

Als Goethe sie in Leipzig hörte, war sie zwar nur erst die werdende Sängerin, aber bei ihren großen Gaben hielt sie der erregbare junge Mann um so leichter für eine vollendete, und er unterließ nicht, sie immer wüthend zu beklatschen.

Die andere damalige Concertsängerin Leipzigs, Corona Schröter, war 1748 zu Guben in der Niederlausitz geboren, und Hiller, dessen Frau ihre Pathe war, wurde veranlaßt, sich der Ausbildung ihrer musikalischen Anlagen anzunehmen. Sie sang schon 1763 in den hiesigen großen Concerten, aber die frühe und übermäßige Anstrengung hatte zur Folge, daß sie eine belegte Stimme bekam. Konnte sie es daher in dieser Hinsicht, wie überhaupt an Talenten, nicht mit der Schmeling aufnehmen, so hatte sie doch wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten, anmuthigen Vortrags eine allgemeine Empfindung erregt, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte. Wenn daher die Schmeling und die Schröter nebeneinander sangen, wie sie auch Goethe oft in Hasse'schen Oratorien hörte, so standen die Wagschalen des Beifalls für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüth in Betracht kam.

Bei ihrer Liebenswürdigkeit fehlte es der Schröter nicht an Liebhabern, allein sie wies auch die redlichen Anträge von sich, wie sie z. B. dem damaligen

Bürgermeister von Leipzig, Kriegsrath Müller, ihre Hand verweigerte. Zu den schwärmerischen Anbetern aber, deren Begeisterung für sie abzuwehren nicht in ihrer Macht stand, gehörte auch Goethe, der in geselligen Kreisen mit ihr verkehrte und ihr dadurch näher bekannt geworden war. Die Gedichte an Corona Schröter, von denen er erzählt, daß er sie für andere Verehrer geschrieben habe, wenn ihn diese zu ihrem Vertrauten gemacht hätten, um eine Widmung an das angebetete Mädchen drucken zu lassen und auszustreuen, hat er daher unstreitig im eigenen Namen an sie gerichtet. Leider sind diese ältesten Drucke Goethe'scher Gedichte für verloren zu halten!

Die Schröter folgte später einem Rufe als Kammersängerin nach Weimar und starb im Bade zu Ilmenau am 23. Aug. 1802.

Von allen leipziger Beschäftigungen Goethe's ist die mit der Tonkunst, namentlich soweit er sie selbst ausübte, wol diejenige, welche er am wenigsten fortgesetzt hat. Er hörte zwar auch später gern Musik, veranstaltete in Weimar häufig Concerte in seinem Hause, dichtete auch Opern, Singspiele, Oratorien, Cantaten und Lieder, über deren Intonsetzung er mit Musikern eingehend verhandelte; aber wie er selbst

weiterhin ein Inſtrument zu ſpielen unterließ, ſo hat er ſich wol auch nur einmal — 1813 an dem In te, Domine, speravi! — mit eigener Compoſition verſucht, und blieb alſo in der Tonkunſt immer nur Liebhaber im weiteſten Sinne.

VI.

Bemühungen in der bildenden Kunst.

Der bildenden Kunst war Goethe dagegen zeitlebens inniger zugethan, obschon er es sehr empfand, daß er trotz aller Bemühungen es auch darin nicht über den Liebhaber hinausbrachte. Schon in seinem zehnten Jahre hatte er sich durch Besuche der in Frankfurt lebenden Maler bei ihren Arbeiten, dann der dortigen Sammlungen und der vorkommenden Gemäldeversteigerungen eine ungewöhnlich frühe Fertigkeit im Kunstverständniß erworben, und was er so durch Sehen gelernt, versuchte er auszuüben, als er nach Lösung des kindlichen Liebesverhältnisses mit Gretchen sich in der Einsamkeit gefiel und in den nahen Hainen schwermüthig umhertrieb. Sein Vater hatte diese Anfänge zwar unterstützt, indem er die nachlässig auf Stückchen Papier hingeworfenen Zeichnungen, wie es eben gehen wollte, regel-

mäßig zu machen ſuchte, allein zu ernſtem Angreifen der Zeichenkunſt kam es zu Hauſe noch nicht. Erſt in Leipzig ging er mit Gründlichkeit an deren Erlernung; ſein Lehrer ward Adam Friedrich Oeſer (er ſchrieb ſich Oeser und Oeßer).

Derſelbe war von armen Aeltern deutſcher Abkunft — ſein Vater war Pelzwaarenhändler — am 17. Febr. 1717 in Presburg geboren, ermöglichte zwar 1730 den Beſuch der Malerakademie in Wien, mußte ſie aber bald aus Mangel an Mitteln wieder verlaſſen, ſich nach Hauſe zurückwenden und auf den Schlöſſern des ungariſchen Adels Beſchäftigung ſuchen. Als er jedoch 1735 Kenntniß erhielt, daß die wiener Akademie auf das beſte, Abraham's Opfer darſtellende Gemälde einen Preis ausgeſetzt hatte, reiſte er wieder nach Wien, beeilte ſich, die Aufgabe rechtzeitig zu löſen, und empfing den kaum gehofften Preis. Er verweilte hierauf an der Akademie, bis er Ende 1739 nach Dresden überſiedelte, wo er Aufträge, namentlich im Fach der Email- und Miniaturmalerei ausführte, aber auch ſeine weitere Ausbildung ſich angelegen ſein ließ. Hierbei förderten ihn der geſellige Kreis ſowie die wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen des Grafen Bünau in Nöthnitz, woſelbſt er auch deſſen Bibliothekar Winckelmann kennen lernte.

Im November 1745 verheirathete er sich mit Elisabeth Hoburg, deren Bekanntschaft er durch ihren Bruder, einen Kunstliebhaber, gemacht hatte. Im Jahre 1749 malte er das Jagdschloß Hubertusburg aus. Von Ende 1754 bis Anfang 1756, wo Winckelmann nach Italien abging, wohnte dieser, nach Niederlegung seiner Stelle in Nöthnitz, in Dresden bei Oeser, und während dieser jenen in Kenntnissen der ausübenden Kunst unterrichtete, führte dagegen Winckelmann Oesern in die Erkenntniß des Wesens der Kunst nach den Grundsätzen des Alterthums ein. Der Siebenjährige Krieg bewog Oesern 1757 Dresden zu verlassen. In den nächsten Jahren zierte er mehrere Schlösser mit Gemälden, welche er theils mit Oelfarben auf mit Oel grundirtem Kalk, theils in nassem Kalk ausführte; so das des Grafen Bünau in Dahlen, bei welchem er längere Zeit mit den Seinigen lebte und diese auch dort zurückließ, als er ähnliche Arbeiten in den Schlössern der Herzogin Dorothea von Kurland zu Dame und der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar in Osmannstedt ausführte.

Nach Beendigung des Kriegs ließ ihm die kursächsische Regierung die Wahl zwischen einer Anstellung in Dresden, Meißen oder Leipzig; er entschied

sich für das Amt des Directors der an letzterm Orte neu zu errichtenden Malerakademie, das er bis zu seinem am 18. Nov. 1799 erfolgten Tode bekleidete. Leipzig und dessen Umgebung hat noch viele Werke seiner Kunst aufzuweisen; so Deckengemälde im ehemaligen Hause des Bürgermeisters Kriegsrath Müller auf der Johannisgasse (jetzt Frege gehörig), im Gewandhause, in den Gemächern, welche früher die Winkler'sche Gemäldesammlung enthielten, im Saale der Oekonomischen Societät, in Gohlis, Eutritzsch, Dölitz und Nischwitz, ferner das Altarbild und einige Wandmalereien in der Nikolaikirche, zwei in der ersten Bürgerschule befindliche kirchliche Gemälde, die Bildnisse des Superintendenten Körner in der Thomaskirche und des Bürgermeisters Schubart auf der Stadtbibliothek, endlich das Standbild des Kurfürsten Friedrich August auf dem Königsplatz und das Denkmal Gellert's.

Oeser gehörte zu denjenigen Menschen, welche ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Er war einer der begabtesten Männer des vorigen Jahrhunderts, hatte aber bei großer Lebenslust seine Jugend nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, gelangte auch nie dahin, die Kunst mit vollkommener Technik auszuüben, und war auf die Stufe, bis zu welcher er gelangte, wie spielend, aus freier

Gunst der Natur gestiegen, die, mütterlich freigebig, das Füllhorn ihrer Gaben über diesen Liebling ausgeschüttet. Er war unbefangen, gewandt und, wennschon nicht oft erhaben, doch immer reich an Ideen und geschmückt mit einer unschuldigen Grazie, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitete, ja selbst im höchsten Alter ihm noch treu und hold geblieben ist, wie denn auch seinem Alter ein größerer Fleiß vorbehalten war und es ihm da niemals an Erfindung und Arbeitsamkeit fehlte.

Goethe fühlte sich gleich den ersten Augenblick sehr zu Oeser hingezogen; schon dessen Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für ihn höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man, von der innern Stadt kommend, rechts in der Ecke eine erneute heitere Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie fand man sodann links, hell und geräumig; aber zur Wohnung des Directors gelangte man nur durch einen engen dunkeln Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man vorher hingegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt von Meistern aus der spätern italienischen Schule, deren Anmuth Oeser höchlich zu preisen pflegte.

Goethe hatte mit einigen Edelleuten Privatstunden bei Oeser genommen; indessen sind nur zwei zuverlässig als seine dortigen Genossen bekannt: Friedrich Georg von Lieven und Karl August Freiherr von Hardenberg. Ersterer, geboren am 6. Juli 1748 in Livland, gehörte seit Ostern 1766 der Universität zu Leipzig an und hier vielleicht auch dem muntern Kreise, welcher bei Schönkopfs seinen Mittagstisch hatte. Er war später in seiner Heimat Erbherr auf Dünhof, Bixtensee, Berghof und Merzendorf. — Hardenberg war am 31. Mai 1750 in Hannover geboren, hatte seit 1766 in Göttingen seine Studien begonnen und setzte sie von Ostern 1768 an in Leipzig fort. Er war nacheinander in hannoverschen, braunschweigischen und ansbach-baireuthischen Diensten, bevor er in preußische trat; wie er aber in letztern eine Haupttriebfeder von Preußens zweideutiger und schwächlicher Rolle zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts war, wie er dann seit 1809 die Wiedergeburt Preußens zum Ziele seiner Thätigkeit machte, deren siegreicher Erfolg ihm die Fürstenwürde mit entsprechender Dotation einbrachte, und wie endlich die burschenschaftlichen Bewegungen 1819 eine Umkehr seiner freisinnigen Staatsverwaltung bewirkten, ist bekannt genug. Er starb

nach dem Congreß von Verona zu Genua am 17. Nov. 1820.

Hiernächst dürfte noch Friedrich Gervinus aus Zweibrücken, der 1768 auf die leipziger Universität kam, Unterricht bei Oeser gehabt haben; wenigstens ließ ihn Goethe später von Frankfurt aus öfters durch Oeser grüßen. Goethe's Platz in den Zeichenstunden aber nahm nach seinem Weggange Georg Gröning aus Bremen ein.

Derselbe wurde am 23. Aug. 1745 geboren als Sprößling einer alten Adelsfamilie des vormaligen Herzogthums Bremen, die sich jedoch nach der Stadt Bremen gewendet und da, der Verfassung gemäß, ihres Adels begeben hatte, den jedoch Georg Gröning, durch äußere Verhältnisse dazu bestimmt, 1795 vom Kaiser sich ausdrücklich wieder bestätigen ließ. In Bremen nahmen die Glieder des Geschlechts Gröning zu allen Zeiten höhere Stellungen im Staatsleben ein, und dieser Umstand sollte auch für Georg's Laufbahn maßgebend werden; denn obwol er sich aus Neigung dem Kaufmannsstande gewidmet hatte und schon im Begriff war, in London ein Geschäft aufzuthun, so stand er doch davon ab, als sein älterer Bruder, welcher sich der Rechtswissenschaft zugewandt hatte, plötzlich starb und damit die fernere Vertretung des

Geschlechts im Rathe durch ein dem Gelehrtenstande angehöriges Glied desselben in Frage gestellt wurde. Georg studirte nun die Rechte in Göttingen und dann in Leipzig, wo er zu Ostern 1768 eintraf, erwarb sich die Doctorwürde und wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, des Bürgermeisters von Bremen, 1781 in den Rath seiner Vaterstadt gewählt. Hier wurde er nicht nur ungewöhnlich schnell befördert, sondern auch zu auswärtigen Aufträgen, wie als Vertreter Bremens auf dem Congreß zu Rastatt und dann zu einer Sendung nach Paris, verwendet. Bei dieser Gelegenheit nützte er seiner Vaterstadt außerordentlich durch Umsicht, Gewandtheit, Entschlossenheit, Ausdauer, Uneigennützigkeit und Muth, sodaß nach seiner Rückkehr 1804 Rath und Bürgerschaft den Entschluß faßten, ihm einen bedeutenden Grundbesitz — der bei späterer Veranlassung auf 160000 Thaler Gold geschätzt wurde — zum Geschenk anzubieten. Tief gerührt von diesem Beweise des Beifalls seiner Obern und Mitbürger, lehnte Gröning dennoch das Geschenk entschieden ab; da er jedoch dem Staate bedeutende Opfer aus seinem Vermögen gebracht hatte, erhielt später seine Familie noch 60000 Thaler.

Während der französischen Herrschaft war Gröning Municipalrath; nach Bremens Befreiung wurde

er 1814 zum Bürgermeister gewählt. Im Jahre 1821 nahm er seinen Abschied und starb am 1. Aug. 1825.

Oeser's Privatschülern nun war es erlaubt, in seinem Zimmer zu zeichnen, und sie gelangten auch manchmal in sein daranstoßendes inneres Cabinet, welches zugleich seine wenigen Bücher, seine Kunst- und Naturaliensammlungen und was ihn sonst zunächst angesprochen haben mochte, enthielt. Alles war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Mappen waren fein, ohne Ziererei und Ueberfluß. So war auch das erste, was er seinen Schülern empfahl und worauf er immer wieder zurückkam: die Einfalt in allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen verschrobenen Geschmacks zeigte er ihnen in Kupfer gestochene und gezeichnete alte Muster im Gegensatz mit bessern Verzierungen und einfachern Formen der Möbeln sowol wie anderer Zimmerumgebungen, und weil alles um ihn her mit diesen Grundsätzen übereinstimmte, so machten die Lehren, wie einseitig und beschränkt sie in mancher Hinsicht sein mochten, einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte

er Gelegenheit, seine Gesinnungen thätig wirksam sehen zu lassen, indem er sowol bei Privatpersonen wie bei Verwaltungsbeamten in gutem Ansehen stand und bei Neubauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt schien er geneigter zu sein, etwas gelegentlich zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu fertigen, als daß er für sich bestehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte; weshalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgendeinem Werk verlangten, wie denn die Verzierungsbildchen zu Winckelmann's ersten Schriften und zu Lesage's „Gil Blas de Santillane" von ihm radirt sind. Oft aber machte er nur sehr skizzenhafte Zeichnungen, in welche sich namentlich Christian Gottlieb Geyser ganz gut zu schicken wußte. Dieser, am 20. Aug. 1742 zu Görlitz geboren, war eigentlich nach Leipzig gekommen, um sich zum Rechtsgelehrten zu bilden, und hatte auch bereits die Prüfung bestanden; er fand aber solchen Geschmack an der Zeichenkunst, die er bei Oeser übte, und erhielt so viel lohnende Aufträge von Buchhändlern, daß er sich ganz der Kunst zuwandte. Er heirathete gegen Ende der achtziger Jahre Oeser's jüngere Tochter, Wilhelmine,

kaufte in Eutritzsch ein Landhaus, das sein Schwiegervater mit Wand- und Deckengemälden schmückte, und starb am 24. März 1803, im freien Felde vom Schlag getroffen.

An dieser Stelle mag auch sogleich Johann Friedrich Bause mit genannt werden, dieser am 3. Jan. 1738 in Halle geborene, bei Hayd in Augsburg gebildete Kupferstecher, welcher 1763 in Halle mit der Predigerstochter Charlotte Brüner sich verheirathet hatte, 1766 einem Rufe an die leipziger Kunstakademie gefolgt war, hier mit Oeser und Geyser in freundschaftlicher Verbindung stand, sich durch die Treue, mit welcher er den Geist der von ihm gestochenen Bilder, namentlich seines Freundes Anton Graff, wiederzugeben verstand, auszeichnete, 1813 vor den Kriegsunruhen nach Weimar flüchtete und dort am 5. Jan. 1814 starb. Seine Witwe folgte ihm am 1. April 1818.

Auf Oeser zurückzukommen, so waren die Frauen in seinen Gemälden angenehm und gefällig, seine Kinder anmuthig und unschuldig, seine jungen Mädchen von sanfter, liebreizender Weiblichkeit, nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber nebelhaften, unbestimmten Weise und bei seinem leichten Sinn als halb aufgelöste Gestalten

erſchienen und meiſtentheils das Anſehen von Lazzaroni erhielten. Da er ſeine Compoſitionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Maſſen berechnete, ſo nahmen ſie ſich im ganzen gut aus, und weil er dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegoriſchen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, ſo gaben ſeine Werke immer etwas zu ſinnen und wurden vollſtändig durch einen Begriff, wenn ſie es auch der Kunſt und der Ausführung nach nicht ſein konnten. Dieſe Richtung, welche immer gefährlich iſt, führte ihn manchmal bis an die Grenze des guten Geſchmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Abſichten ſuchte er oft durch die wunderlichſten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen, ja ſeinen beſten Arbeiten iſt ſtets ein humoriſtiſcher Anſtrich verliehen. War das Publikum mit ſolchen Dingen nicht immer zufrieden, ſo rächte er ſich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. Ein derartiges Erzeugniß war der ſchon beſprochene Vorhang des neuen Schauſpielhauſes. So ſtellte er ſpäter in dem Vorzimmer des großen Concertſaals eine ideale Frauenfigur ſeiner Art dar, die eine Lichtſchere nach einer Kerze hinbewegte, und freute ſich außerordentlich, wenn er veranlaſſen konnte, daß man über die Frage ſtritt,

ob dieſe ſeltſame Muſe das Licht zu putzen oder auszulöſchen gedenke, wo er denn allerlei neckiſche Beigedanken ſchelmiſch hervorblicken ließ.

Das Geiſtvoll-Lebendige von Oeſer's Weſen beſtach bei allen ſeinen Schwächen die ihm Näherſtehenden, und als ſpäter die vorzüglichen Werke der Malerei in den Sammlungen nicht mehr allgemein zugänglich waren, machte ſich der Einfluß Oeſer's auf die leipziger Künſtler um ſo mehr geltend, als er eine große Zahl von Werken hervorgebracht hatte; es gereichte aber dieſer Einfluß der Kunſt Leipzigs nicht eben zum Vortheil.

Was Goethe betrifft, ſo rückte er in Ausübung der Kunſt nicht viel weiter. Oeſer's Lehre wirkte auf den Geiſt und Geſchmack, er brachte die Vorſtellung von den Zielen der Kunſt bei, er lehrte, wie Winckelmann, das Ideal der Schönheit ſei Einfalt und Stille; allein ſeine eigene Zeichnung war zu unbeſtimmt, als daß er ſeine Schüler zu einer ſtrengen und entſchiedenen Ausübung hätte anleiten ſollen, wenn ſie, wie Goethe, an den Gegenſtänden der Kunſt und Natur ebenfalls nur hindämmerten. Von den Geſichtern und Körpern überlieferte er ihnen mehr die Anſichten als die Formen, mehr die Geberden als die Verhältniſſe; er gab Begriffe von den Geſtalten und verlangte, ſeine Schüler ſollten

ſie in ſich lebendig werden laſſen. Das alles wäre denn auch recht ſchön geweſen, wenn er nicht blos Anfänger vor ſich gehabt hätte. Dem damaligen bedeutendſten Maler, Rafael Mengs, als deſſen alleiniger Ebenbürtiger Oeſer genannt zu werden pflegte, ſtand er daher nicht blos darin gegenüber, daß jener ein mäßiges Talent nur durch äußerſte Anſtrengung, durch raſtlos fortgeſetzten Ernſt und Fleiß ausbildete, ſondern auch darin, daß Mengs das Hauptgewicht auf die Technik der Malerei legte, nur das Zeichnen und Malen ſelbſt gelehrt wiſſen wollte, davon ausgehend, daß dem Schüler, wenn ihm das Handwerk keine Schwierigkeiten mehr mache, der Gehalt, der Ausdruck zu rechter Zeit ſchon von ſelbſt kommen werde.

Konnte man daher Oeſern eine vorzügliche Gabe zum Unterricht wol abſprechen, ſo mußte man dagegen bekennen, daß er ſehr geſcheit und weltklug war und daß eine glückliche Gewandtheit des Geiſtes ihn in einem höhern Sinne recht eigentlich zum Lehrer befähigte. Die Mängel, an denen der Schüler litt, ſah er recht gut ein, er verſchmähte jedoch, ſie direct zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirect ſehr kurz an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einſicht ſchnell um vieles

weiter. So hatte z. B. Goethe auf blaues Papier einen Blumenſtrauß nach einer vorhandenen Vorſchrift mit ſchwarzer und weißer Kreide ſehr ſorgfältig ausgeführt und theils mit Wiſchen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzuheben geſucht. Nachdem er ſich lange dergeſtalt bemüht, trat Oeſer hinter ihn und ſprach: „Mehr Papier!“ worauf er ſich ſogleich entfernte. Goethe und ſein Nachbar zerbrachen ſich den Kopf, was das heißen könne; denn der Strauß hatte auf einem großen Bogen Raum genug um ſich her. Nachdem beide lange nachgedacht, glaubten ſie endlich Oeſer's Sinn zu treffen, indem ſie bemerkten, daß Goethe durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mitteltinte zerſtört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte.

Uebrigens ermangelte Oeſer nicht, von der Perſpective, von Licht und Schatten zwar genugſam, doch immer nur ſo zu unterrichten, daß ſeine Schüler ſich anzuſtrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundſätze zu machen. Offenbar war indeſſen ſeine Abſicht, an jenen Privatſchülern, die doch nicht Künſtler werden ſollten, nur die Einſicht und den Geſchmack zu bilden und ſie mit

den Erforderniſſen eines Kunſtwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß ſie ſelbſt es hervorbringen ſollten. Da nun aber der Fleiß damals Goethe's Sache nicht war und ihm nur das Vergnügen machte, was ihn anflog, ſo wurde er nach und nach wo nicht läſſig, doch mismuthig, und weil die Kenntniß bequemer iſt als das Thun, ſo ließ er ſich gefallen, wohin Oeſer, dem er jedoch oft mit Zweifeln und eigenen Anſichten zuſetzte, nach ſeiner Weiſe ihn zu führen gedachte.

Bei dieſer Lehrweiſe ergab es ſich von ſelbſt, daß Oeſer mit ſeinen Schülern auch über Schriften, welche die Kunſt betrafen, ſich unterhielt. Er rühmte ihnen unter den Franzoſen vorzüglich den Grafen Caylus, der durch koſtbare Sammlungen ſowie durch Schriften und durch Stiche von Werken der alten und neuen Kunſt mit vieler Aufopferung Bedeutendes zu Weckung und Hebung der Kunſteinſicht gewirkt hatte. Er machte ſie mit dem Profeſſor Johann Friedrich Chriſt bekannt, der als Liebhaber, Sammler, Kenner und Mitarbeiter der Kunſt ſchöne Dienſte geleiſtet und ſeine Gelehrſamkeit zu wahrer Förderung derſelben angewendet habe. Auf Philipp Daniel Lippert's Bemühungen um die Zuſammenſtellung einer Sammlung geſchnittener Steine der Alten leitete Oeſer die Auf-

merkſamkeit ſeiner Schüler kräftig hin, indem er das Verdienſt derſelben genugſam herauszuſetzen wußte. Denn obgleich, ſagte er, die Standbilder und größern Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunſtkenntniß blieben, ſo ſeien ſie doch ſelbſt im Abguß ſelten zu ſehen, wogegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienſt, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zuſammenſtellung und geſchmackvolle Behandlung auffallender und begreiflicher werde, auch ſei bei ſo großer Menge eher eine Vergleichung möglich. Mit Lippert's Daktyliothek hatte Goethe auch Veranlaſſung ſich zu einem beſondern Zwecke zu beſchäftigen, indem bei Breitkopf's Umzug aus dem Goldenen in den Silbernen Bär eine Sammlung von Schwefelabdrücken in Unordnung gekommen war, die er nur mit Hülfe des Lippert'ſchen Werks, ſo gut es ihm möglich war, wieder zurechtbringen konnte.

Aber wie ein Lichtſtrahl aus düſtern Wolken erſchien 1766 Leſſing's „Laokoon", deſſen Wirkung man ſich jetzt kaum mehr vorſtellen kann. Aus dem Kreiſe eines kümmerlichen Anſchauens, der durch den Mangel an würdigen Gegenſtänden und durch Unzulänglichkeit der Bildung beſchränkt war, riß dieſes Werk in die freien Gefilde des Gedankens, an deſſen Frucht-

barkeit ſich jeder laben konnte, der nur die Empfänglichkeit mitbrachte. Das ſo lange misverſtandene Ut pictura poësis war auf einmal beſeitigt, der Unterſchied der bildenden und Redekünſte klar, die Gipfel beider erſchienen nun getrennt, wie nahe ihre Grundlagen auch zuſammenſtoßen mochten. Wie vor einem Blitz erleuchteten ſich alle Folgen des herrlichen Gedankens, daß der bildende Künſtler ſich innerhalb der Grenze des Schönen halten ſolle, weil er für den äußern Sinn arbeitet, der nur durch das Schöne befriedigt wird, während dem redenden Künſtler, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuſchweifen vergönnt wäre, weil er für die Einbildungskraft thätig iſt, die ſich wol mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen; die jugendlichen Zeitgenoſſen hielten ſich von allem Uebel erlöſt und glaubten, mit einigem Mitleid auf das ſonſt ſo herrliche ſechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutſchen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines ſchellenbehangenen Narren, den Tod unter der Uniform eines klappernden Gerippes, die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt nur un-

ter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am meisten entzückte Goethen die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt und beide, wie Zwillingen geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnte man nun erst den Sieg des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen.

Auf Goethe übten diese von Lessing im rechten Augenblick ausgesprochenen, wie ersehnt hervortretenden Haupt- und Grundbegriffe unendliche Wirksamkeit aus; er beschäftigte sich sogar einen beträchtlichen Theil seines Lebens damit und erfreute sich durch sie eines überschwenglichen Wachsthums.

Auch mit dem „Leben der Maler von Rafael bis auf die neueste Zeit" von Dezalliers d'Argenville, welches Werk 1767 und 1768 von Volkmann verdeutscht herauskam, beschäftigte sich Goethe, frisch wie er es erhielt, emsig genug, was Oesern zu gefallen schien. Vor allem aber wies dieser auf das hohe Kunstleben Winckelmann's in Italien hin, denn er hatte eine leidenschaftliche Verehrung für denselben, die er

Goethen gar leicht einzuflößen vermochte, sodaß dieser die ersten Schriften jenes Kunstforschers mit Andacht in die Hände nahm. Das Räthselhafte jener kleinen Aufsätze, die sich noch dazu durch Ironie selbst verwirren und sich auf ganz vereinzelte Meinungen und bestimmte Ereignisse beziehen, vermochte er zwar nicht so leicht zu entziffern; allein weil Oeser viel Einfluß darauf gehabt, so fanden sich darin manche Ansichten, die sich von ihm herzuschreiben schienen, nicht nur über die Offenbarung des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angenehmen, welche er seinen Schülern unablässig überlieferte, sondern sogar Scherz und Grillen nach seiner Art. Goethe ließ nicht nach, bis er sich einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatte, bei welcher diese merkwürdigen Schriften entstanden waren, und er dünkte sich bei solchen Auslegungen um desto sicherer zu gehen, als er es für kein geringes Glück achtete, aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der Winckelmann seinen ersten Durst gestillt hatte. Dennoch nahm er es damit nicht sehr genau, und wie die Jugend überhaupt lieber angeregt als unterrichtet sein will, so war es auch nicht das letzte mal, daß Goethe eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte.

Bei der allgemeinen und unangetasteten Verehrung für Winckelmann war es begreiflich, daß mit Jubel die Nachricht vernommen wurde: Winckelmann kehre aus Italien zurück und werde den wegen seines Geistes und seiner Bildung trotz seiner Jugend doch schon weit gepriesenen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau besuchen, unterwegs aber bei seinem Freund Oeser eintreten. Goethe machte keinen Anspruch, mit ihm zu reden, aber er hoffte ihn zu sehen, und weil man in jugendlichen Jahren jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatte er mit gleichgesinnten Freunden schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo sie bald da bald dort aufzupassen gedachten, um die so weit über sie erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen. Oeser war selbst ganz begeistert, wenn er nur daran dachte. Als aber eines Tags Goethe zu seinem Lehrer sich begeben wollte und schon im Hofe der Pleißenburg nahe an der kleinen Pforte sich befand, durch die man zu Oeser hinaufzusteigen pflegte, kam ihm ein Mitschüler entgegen und theilte ihm mit, daß Oeser nicht zu sprechen, da die Nachricht von Winckelmann's am 8. Juni 1768 erfolgter Ermordung eingetroffen sei. Wie ein Donnerschlag

aus heiterm Himmel fiel diese Kunde zwischen die Harrenden nieder.

Oeser sorgte auch dafür, daß seinen Schülern die Kunstschätze Leipzigs zugänglich wurden. Die Akademie selbst besaß nur ein paar dürftige Gipsabgüsse, aber einige der reichen Handelsherren Leipzigs hatten treffliche Sammlungen angelegt. Vor allen zählte zu diesen Gottfried Winkler, ein Mitglied der lange in Leipzig blühenden reichen Patricierfamilie, geboren am 16. Febr. 1731 zu Leipzig, verheirathet 1758 mit Johanna Henriette Schmidt, 1776 in den Rath gewählt, 1792 Baumeister, gestorben am 23. Nov. 1795. Vorzugsweise waren es niederländische, außerdem aber auch deutsche, italienische und französische kostbare Gemälde, welche er zusammengebracht hatte; die von Kreuchauff 1768 herausgegebenen mit Vignetten von Oeser verzierten „Historischen Erklärungen der Gemälde, welche Herr Gottfried Winkler in Leipzig gesammelt", zählten 628 Stücke auf. Auch an Kupferstichen besaß er eine ansehnliche Sammlung und er theilte die einsichtsvolle Freude, welche er an seinen Schätzen hegte, sehr gern mit andern.

Sodann war das von Zacharias Richter zusammengebrachte ausgezeichnete Gemäldecabinet auf seinen Sohn Johann Thomas übergegangen, der

am 30. Aug. 1728 zu Leipzig geboren, ſich am 3. Aug. 1758 mit Dorothea Eliſabeth Gaudlitz verheirathete, den Titel eines Kammerraths erhielt und am 27. Nov. 1773 ſtarb. Er beſaß auch noch Sammlungen von Kupferſtichen, Zeichnungen, Elfenbeinarbeiten und Mineralien, und hatte einen Tag in der Woche feſtgeſetzt, an welchem ſich Künſtler, Kenner und Liebhaber in ſeinen Gemächern einfanden. Ueberdies gehörte Richtern der ebenfalls von ſeinem Vater angelegte, zuletzt Gerhard'ſche Garten.

Ein dritter Kunſtſammler unter den Kaufleuten Leipzigs war Franz Wilhelm Kreuchauff. Er war hier am 16. Jan. 1727 geboren, von ſeinem Vater, Franz Kreuchauff, einem Kaufmann, zu deſſen eigenem Berufe beſtimmt, und erhielt auch weder wiſſenſchaftliche noch künſtleriſche Erziehung. Zweiundzwanzig Jahre alt, trat er eine dreijährige Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und England an, wobei ſich ſeine Liebe zur Kunſt bildete und er eifrig dahin gehörige Kenntniſſe ſammelte. Nach ſeiner Rückkehr übernahm er mit ſeinem ältern Bruder, Daniel Friedrich, die väterliche Handlung, beſchäftigte ſich aber nebenbei angelegentlich mit der Kunſt und unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit den Künſtlern und Kennern, deren Bekanntſchaft er auf ſeiner

Reiſe zu machen befliſſen geweſen war. Die Kriegsunruhen bewogen ihn 1757 nach Hamburg zu gehen, wo er ſich ganz den Künſten und ſchönen Wiſſenſchaften widmete. Nach Leipzig 1764 zurückgekehrt, überließ er denn auch das Handelsgeſchäft ſeinem Bruder allein und lebte nur der Kunſt. Er brachte eine Sammlung von Kupferſtichen zu Stande, die nur ausgezeichnete Blätter enthielt, wozu ihn einerſeits ſein geübter Blick, andererſeits die vielfachen Bekanntſchaften in der Kunſtwelt verhalfen; nichtsdeſtoweniger verringerte er die bis zu beinahe zehntauſend angeſtiegenen Nummern um etwa die Hälfte, um lediglich das Beſte zu behalten.

Zu einer ſyſtematiſchen Ordnung ſeiner Kupferſtichſammlung brachte es Kreuchauff nicht, weil er über die Wahl unter drei beſchränktern Planen, die ihm vorſchwebten, nicht zum Entſchluß kommen konnte. Er gedachte nämlich entweder nur von den Zeichnern und Malern ſelbſt in Kupfer geſtochene und zugleich vorzügliche Blätter der Zeitfolge nach zuſammenzuſtellen, oder die Kupferſtiche nach den Malerſchulen und zwar unter Aufnahme nur der nach den beſten Zeichnungen oder Gemälden der betreffenden Künſtler gefertigten zu ordnen, oder endlich nur ſolche Werke, welche ſich durch die Kunſt der Com-

position auszeichneten, in die Sammlung einzureihen. Im übrigen konnte Kreuchauff, der, beiläufig gesagt, unter dem Beinamen des „schönen Kreuchauff" bekannt war, als Freund der ganzen leipziger Kunstgesellschaft alle hiesigen Sammlungen als die seinigen ansehen.

Geschrieben hat er einiges, jedoch ohne sich zu nennen, so das bereits erwähnte Werk über Winkler's Galerie, dann 1774: „Gellert's Monument von Oeser", ferner 1782: „Oeser's neueste Allegoriegemälde". Für die Bühne, der er ebenfalls seine Theilnahme zuwandte, bearbeitete er namentlich französische Schauspiele: so „Semiramis" von Voltaire, in Alexandrinern; „Der Liebesteufel" von Legrand; „Die Weinlese" von Dancourt. Auch in dieser Richtung bewies er, bei genauer Bekanntschaft mit in- und ausländischen Bühnenverhältnissen, eine gründliche Einsicht.

Goethe ließ Kreuchauff nach seiner Abreise von Leipzig wiederholt durch Oeser grüßen. Derselbe starb 1803 an seinem Geburtstage.

Auch verschiedentlich that sich Michael Huber hervor, der am 27. Sept. 1727 zu Frankenhausen in Niederbayern geboren war, von 1742 — 64 in Paris, wo er sich auch verheirathete, verweilte

und im letztern Jahre die Professur der französischen Sprache in Leipzig erhielt. Auch er sammelte Kupferstiche, war ein wohlgeübter Kenner, schrieb ein werthvolles Werk über die vorzüglichern Kupferstecher und Maler (französisch) und wurde oft um Vermittelung bei Ankäufen von Kunstsachen, wozu er sich seiner ausgebreiteten Verbindungen wegen gut eignete, angegangen. Außerdem hatte er noch das dankbar anzuerkennende Verdienst, daß er den Werth der deutschen Literatur durch zahlreiche Uebersetzungen deutscher Dichtungen den Franzosen bekannt zu machen trachtete. Endlich bewirkten auch seine und seiner Frau feine gesellige Formen, daß beide in der Gesellschaft gern gesehen wurden. Huber starb am 15. April 1804.

Die genannten Künstler, Sammler, Kenner und Liebhaber nun wirkten alle in Einem Sinne, und Goethe, der oft, wenn sie Kunstwerke durchsahen, ihren Zusammenkünften beiwohnen durfte, hörte kaum je einen Zwiespalt. Immer kam billigerweise die Schule in Betracht, aus welcher der Künstler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das besondere Talent, das ihm die Natur verliehen, und der Grad, auf welchen er es in der Ausübung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geistliche noch für weltliche Gegenstände, für länd-

liche oder für ſtädtiſche, für lebendige oder lebloſe; die Frage war immer nach dem Kunſtgemäßen. Und ob dieſe Männer gleich nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit ſich mehr gegen die niederländiſche Schule richteten, ſo ward doch, indem man das Auge an den unendlichen Verdienſten der nordweſtlichen Künſtler übte, ein ſehnſuchtsvoll verehrender Blick nach Südoſten immer offen gehalten.

Von Goethe's jüngern Freunden war namentlich Chriſtian Gottfried Hermann der Kunſt und der Beſchäftigung mit Zeichnen zugethan. Er war der Sohn des Oberhofpredigers zu Dresden und am 4. Febr. 1743 zu Plauen geboren. Er hatte entſchiedene Neigung für die bildenden Künſte, auch ihre Ausübung zu ſeinem Lebensberuf wählen wollen; allein ſein Vater forderte von ihm, daß er wenigſtens zuvor eine Univerſitätswiſſenſchaft treibe, und ſo wählte er die Rechte. Er kam Oſtern 1763 nach Leipzig, wurde 1767 Doctor der Rechte und noch in demſelben Jahre Supernumeraraſſeſſor beim Oberhofgerichte und Mitglied des Stadtraths hier. Im Jahre 1777 erhielt er eine ordentliche Aſſeſſorſtelle am Oberhofgericht (bei der erſten weitern Aufrückung betrug ſein Jahresgehalt 131 Thlr. 6 Ggr.) und in demſelben Jahre — am 8. Mai — verheirathete er ſich

mit Christiane Charitas Küstner. Er erlangte noch den Rang eines Oberhofgerichtsraths und war auch Beisitzer des Landgerichts der Niederlausitz und der Juristenfacultät. Im Rathe wurde er 1778 Stadtrichter, 1781 Baumeister, 1789 Proconsul und 1794 Bürgermeister. Er starb am 8. Aug. 1813.

Goethe machte Hermann's Bekanntschaft an Schönkopf's Mittagstisch. Man konnte ihn wol zu den fleißigsten der akademischen Mitbürger rechnen. Er besuchte die Vorlesungen auf das regelmäßigste und sein Privatfleiß blieb sich immer gleich. Er zeichnete mit Gefühl nach der Natur und regte Goethe an, das Gleiche zu thun, wie dieser denn in Hermann's Weise auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig seinen Grillen nachzuhängen pflegte. Von diesen Zeichnungen bewahrte Hermann mehrere auf, die noch vorhanden sind, sowie auch eine mit Rothstift gezeichnete Partie bei Gohlis und einige Bleistiftskizzen von Gliedern des befreundeten Kreises. Sodann eignete Goethe diesem Freunde auch ein von ihm selbst geätztes Blatt nach einem Landschaftsgemälde von Alexander Thiele zu, mit der Unterschrift:

Dédié à Monsieur le Docteur Hermann,

Assesseur de la Cour provinciale suprême de Justice de S. A. Elect. de Saxe et Senateur de la Ville de Leipsic par son Ami Goethe.

Er überließ Hermann zugleich die Platte dazu sowie die für eine zweite, seinem Vater gewidmete Radirung, welche ebenfalls nach einer Landschaft Thiele's gearbeitet ist und die Unterschrift trägt:

Dedié à Monsieur Goethe Conseiller Actuel de S. M. Imperiale par son fils tres obeissant.

Das Radiren hatte Goethe aber bei dem Kupferstecher Johann Michael Stock gelernt. Derselbe war zu Nürnberg geboren und erst kurz vor Goethe nach Leipzig gekommen. Er war ein sehr fleißiger und in seinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Er machte einen genauen Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen werde, und nichts war vermögend, ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht seine täglich gesetzte Aufgabe vollbracht hatte. Auch er stach, wie Geyser, nach Oeser'schen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen; so sind von ihm z. B. die Vignetten zu Thümmel's „Wilhelmine". Er radirte sehr sauber, sodaß die Arbeit aus dem Aetzwasser beinahe vollendet heraus-

kam, und mit dem Grabſtichel, den er ſehr gut führte, nur weniges nachzuhelfen blieb. In dieſer Weiſe arbeitend, ſaß er an einem breiten Arbeitstiſche am großen Giebelfenſter in einer ſehr ordentlichen, reinlichen Stube der Manſarde des Goldenen Bären, wobei ihm ſeine Frau, Marie Helene geborene Schwabe, Geſellſchaft leiſtete. Seine beiden Töchter, Johanna Dorothea (geboren 6. März 1760) und Anna Marie Jakobine (geboren 11. Mai 1762, ebenfalls noch zu Nürnberg), waren damals noch Kinder, wurden aber ſpäter mit Goethe befreundet, da die letztere ſich mit Chriſtian Gottfried Körner verheirathete, mit welchem Goethe in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtand. Stock ſtarb am 30. Jan. 1773 im vierunddreißigſten, ſeine Frau am 16. Jan. 1782 im neunundvierzigſten Lebensjahre.

Goethen reizte die reinliche Technik des Radirens und er geſellte ſich zu Stock, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Seine Neigung hatte ſich wieder auf die Landſchaft gelenkt, die ihm bei einſamen Spaziergängen unterhaltend, an ſich erreichbar und in den Kunſtwerken faßlicher erſchien als die menſchliche Geſtalt, die ihn abſchreckte. Er radirte daher unter Stock's Anleitung verſchiedene Landſchaften nach Alexander Thiele, deren Winkler's Cabinet

dreizehn enthielt, und nach andern; obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, brachten diese Blätter doch gute Wirkung hervor und wurden günstig aufgenommen. Das Grundiren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radiren selbst und zuletzt das Aetzen gab mannichfaltige Beschäftigung, und Goethe war bald dahin gelangt, daß er seinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte. Ihm fehlte nicht die beim Aetzen nothwendige Aufmerksamkeit, und selten, daß ihm etwas mislang; aber er hatte nicht Vorsicht genug, sich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und sie mögen wol zu den Uebeln beigetragen haben, die ihn bald darauf eine Zeit lang quälten.

Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles versucht würde, in Holz geschnitten; Goethe verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern, so namentlich zu Etiketten für den Gasthirth Schönkopf.

Bei dieser vielseitigen Beschäftigung mit der bildenden Kunst, mit ihrer Geschichte und ihrem Begriff, mit der Betrachtung von Kunsterzeugnissen, mit der lernenden Uebung verschiedener Zweige und der freien Ausübung derselben, bei dem häufigen Anhören der

Unterhaltungen von Kunſtfreunden konnte es nicht fehlen, daß ein unendliches Verlangen in Goethe entſtand, doch einmal bedeutende Kunſtwerke in größerer Maſſe zu erblicken. Er entſchied ſich daher, noch im vorletzten Halbjahre ſeines leipziger Aufenthalts, Dresden ohne Verzug zu beſuchen. An der nöthigen Baarſchaft fehlte es ihm nicht, aber es war eine andere Schwierigkeit zu überwinden, die er aus Laune ohne Noth vermehrte; denn er hielt ſeinen Vorſatz vor jedermann geheim, weil er die dortigen Kunſtſchätze ganz nach eigener Art zu betrachten wünſchte und, wie er meinte, ſich durch niemand wollte irre machen laſſen. Aus Abneigung ferner vor Gaſthäuſern erbat er ſich von ſeinem Stubennachbar Limprecht eine Empfehlung an einen Verwandten deſſelben, der Schuhmacher in Dresden war, um bei dieſem zu wohnen; er reiſte dann, ſeine Matrikel in der Taſche, mit der gelben Kutſche ſehnſuchtsvoll nach Dresden.

Die Stunde, wo die Galerie geöffnet werden ſollte, erwartete er mit Ungeduld. Er trat in dieſes Heiligthum, und ſeine Verwunderung überſtieg jeden Begriff, den er ſich gemacht hatte. Der in ſich ſelbſt wiederkehrende Saal des alten Galeriegebäudes am Neumarkt, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrſchten, die blendenden Rahmen,

alle der Zeit noch nahe, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben Goethen ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manchen Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt, erschien. Er ließ sich die allgemein gehaltene Erklärung seines Führers gar wohl gefallen und erbat sich nur in der äußern Galerie, welche die nach dem Hof zu sehenden Zimmer umschloß und vorzugsweise die Gemälde der Deutschen und Niederländer enthielt, bleiben zu dürfen. Hier fand er sich zu seinem Behagen wirklich zu Hause: er hatte Werke mehrerer Künstler schon gesehen, andere kannte er durch Kupferstiche, andere dem Namen nach. Er verhehlte seine Kenntnisse nicht und flößte seinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja diesen ergötzte das Entzücken, das Goethe bei Stücken äußerte, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davongetragen; denn solche Dinge waren es vorzüglich, die denselben anzogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunst nothwendig erhöhen mußte.

Als Goethe nachher zu Mittag bei dem Schuh-

macher, der ihn beherbergte, wieder eintrat, traute er seinen Augen kaum; denn er glaubte ein Bild von Adrian von Ostade vor sich zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie zu hängen brauchte. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunliche Färbung des Ganzen, magische Haltung — alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah er hier in der Wirklichkeit. Es war das erste mal, daß er auf einen so hohen Grad die Gabe an sich gewahr wurde, die er nachher mit mehrerem Bewußtsein übte, nämlich die Natur mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken er soeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit gewährte ihm vielen Genuß, erhöhte aber auch die Begierde, der Ausübung eines Talents, das ihm die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Eine gleichartige Erscheinung hatte er, als er gegen Mitternacht wieder in seine Wohnung kam: alles war zu Bette und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zustand, wo denn sein schon mehr geübtes Auge das schönste Bild von Gottfried Schalken erblickte, von dem er sich nicht losmachen konnte, sodaß es ihm allen Schlaf vertrieb.

Goethe besuchte während seines Aufenthalts in

Dresden die Galerie zu allen vergönnten Stunden und fuhr fort sein Entzücken über manche köstliche Werke unverhohlen auszusprechen, vereitelte aber dadurch seinen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben, sodaß, während sich bisher nur ein Unteraufseher mit ihm abgegeben hatte, nun auch der Galerieinspector Riedel von ihm Kenntniß nahm und ihn auf gar manches aufmerksam machte, was vorzüglich in seinem Kreise zu liegen schien. Die Antiken, die damals in den Pavillons des Großen Gartens standen, zu sehen, lehnte Goethe ab, sowie alles übrige, was Dresden Sehenswürdiges enthielt, nur zu voll der Ueberzeugung, daß ihm in und an der Gemäldegalerie selbst noch vieles verborgen bleiben müsse.

So nahm er den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben an, als daß er sich eine Einsicht in denselben zutraute. Was er nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf ihn nicht wirksam, wie es überhaupt der stoffliche Eindruck ist, welcher den Anfang selbst zu jeder höhern Liebhaberei macht. Vermochte Goethe aber auch in den höhern Sinn der italienischen Schulen nicht einzudringen, so hatte ihn doch Domenico Feti sehr angesprochen, der zwar ein trefflicher Künst-

ler, aber immerhin nur Humoriſt, alſo nicht vom erſten Range iſt. Eben indeſſen, weil er die neuteſtamentlichen Parabeln mit viel Eigenheit, Geſchmack und guter Laune darſtellte und ſie dadurch ganz ans gemeine Leben heranführte, und weil die ſo geiſtreichen als naiven Einzelheiten ſeiner Bilder ſich durch einen freien Pinſel empfahlen, drückten ſie ſich Goethen lebendig ein.

Kurz vor der Abreiſe von Dresden wurde er durch die Vermittelung eines jungen, einer Geſandtſchaft zugehörigen Mannes, mit dem er durch gleiche Kunſtliebe auf der Galerie bekannt geworden war, dem damals als Kunſtkenner von tiefſter Einſicht angeſtaunten Generaldirector Friedrich Ludwig von Hagedorn vorgeſtellt, der ihm ſeine Sammlung mit großer Güte vorwies und ſich an der Begeiſterung des jungen Kunſtfreundes höchlich ergötzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er beſaß, ganz eigentlich verliebt und fand daher ſelten bei andern eine Theilnahme, wie er ſie wünſchte. Beſonders machte es ihm Freude, daß Goethen ein Bild von Hermann Swanevelt ganz übermäßig gefiel, daß er daſſelbe in jedem einzelnen Theile zu preiſen und zu erheben nicht müde ward; denn gerade Landſchaften, die ihn an den ſchönen heitern Himmel,

unter welchem er herangewachsen, mahnten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was für Gunst sonst ein wärmeres Klima dem Menschen gewährt, rührten Goethen in der Nachbildung am meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in ihm aufregten.

Endlich kehrte er, obgleich ungern, nach Leipzig zurück; er fand seine Freunde, welche solche Abschweifungen von ihm nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschäftigt mit allerlei Vermuthungen, was seine geheimnißvolle Reise wol habe bedeuten sollen. Wenn er ihnen darauf seine Geschichte ganz ordentlich erzählte, erklärten sie solche für ein Märchen und suchten scharfsinnig hinter das Räthsel zu kommen, das er unter der Schuhmacherherberge zu verhüllen muthwillig genug sei. Hätten sie ihm aber ins Herz sehen können, so würden sie keinen Muthwillen darin entdeckt haben; denn die Wahrheit jenes alten Wortes: „Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe", hatte ihn mit ganzer Gewalt getroffen, und je mehr er sich anstrengte, alles das, was er gesehen, zu ordnen und sich zuzueignen, desto weniger gelang es ihm: er mußte sich zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Das gewöhnliche Leben ergriff ihn wieder, und er fühlte sich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme

an Kenntniſſen, die ihm gemäß waren, und eine gewiſſe Uebung der Hand ihn auf eine weniger bedeutende, aber ſeinen Kräften mehr angemeſſene Weiſe beſchäftigte.

So war es aber die Univerſität Leipzig, wo Goethe, wenn auch die Zwecke ſeiner Familie, ja ſeine eigenen verſäumend, dennoch ſich in dem begründete, worin er die größte Zufriedenheit ſeines Lebens finden ſollte: in der Kunſt.

VII.

Geſelliges Leben.

Während Goethe den höhern Bildungszweck der Hochſchule, wie berichtet, in verſchiedener, mitunter nicht ganz geordneter Weiſe zu erreichen beſtrebt war, vergaß er doch auch den Genuß des Lebens im geſelligen Umgang nicht. Die Spottgedichte auf Clodius gaben ſchon Beiſpiele des übermüthigern Zeitvertreibs, es fehlte aber auch nicht an geſetzterm. Er hatte Empfehlungsbriefe an gute Häuſer mitgebracht, deren verwandte Kreiſe ihn ebenfalls wohl aufnahmen. So finden wir ihn bei den Hofräthen Böhme und Ludwig ſowie bei den Buchhändlern Breitkopf und Reich.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war das ſtudentiſche Leben faſt allenthalben noch ein ſehr rohes, und Leipzig machte eine bei den andern Univerſitäten geradezu verſchriene Ausnahme, die Zachariä

zu seinem komischen Heldengedicht „Der Renommist" Anlaß gab, worin ein Student, der zuvor in Jena dem wüsten Rauf- und Sauftreiben gehuldigt, bei nachherigem Verweilen auf der leipziger Hochschule zum Stutzer sich umgestaltet, aber sich dennoch mit Ehren aus den Händeln mit einem rohen Jenenser zu ziehen weiß.

Dieser Unterschied der Sitten entsprang aus der Verschiedenheit der Einwohner. Während in den kleinern Universitätsstädten der jugendliche, wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und sich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit ermächtigtes Wesen ansah, konnte ein Studirender in Leipzig kaum anders, als sich der feinern gesellschaftlichen Sitte anzubequemen, sobald er mit den reichen und nicht auf Erwerb durch die Universität angewiesenen Einwohnern in erwünschtem Bezug stehen wollte. Ein einziger akademischer Mitbürger Goethe's hielt sich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu schlagen. Er trank Brüderschaft mit allen Lohnkutschern, die er, als wären sie die Herren, sich in den Wagen setzen ließ, während er selbst vom Bocke fuhr und sie umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, wobei er dann die zerbrochenen Wagen sowie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte,

übrigens aber niemand beleidigte, sondern nur das Publikum im ganzen zu verhöhnen schien. Einst bemächtigten er und ein Spießgesell sich am schönsten Promenadentage der Esel des Thomasmüllers; sie ritten wohlgekleidet in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernst um die Stadt, angestaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorstellungen machten, versicherte er ganz unbefangen: er habe nur sehen wollen, wie sich der Herr Christus im ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und Gesellen wenig.

Durch die mannichfachen Verbindungen der Akademiker mit den geselligen Kreisen der Stadt ging freilich auch das studentische Leben, welches anderwärts sofort jeden Zugehörigen in seinen Strudel hineinreißt, verloren, und ehe Goethe in dem gewöhnlichen, bedächtigern Wege Bekanntschaften gemacht hatte, mußte er daher mit den, der Jugend weniger gemäßen gesellschaftlichen Unterhaltungen sich begnügen.

Solche bot ihm zuvörderst das Haus des Hofraths Böhme. Dieser stellte ihn gleich beim ersten Besuch seiner Gattin Marie Rosine geborenen Görz vor. Sie war etwa 40 Jahre alt und sehr kränklich, unendlich sanft und zart, und bildete gegen ihren

Mann, deſſen Gutmüthigkeit ſogar polterte, einen entſchiedenen Gegenſatz. Sie zeigte eine aufrichtige Theilnahme für Goethe; ſie lud ihn manchen Abend zu ſich, wozu es um ſo öfter Anlaß gab, als ihre Kränklichkeit ſie ſtets zu Hauſe hielt. Sie wußte Goethen, der zwar geſittet war, aber doch, was man Lebensart nennt, eigentlich nicht beſaß, in manchen kleinen Aeußerlichkeiten zurechtzuführen und zu verbeſſern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu, die aber ſchon herriſcher und ſchulmeiſterlicher war, weshalb ſie Goethen äußerſt misfiel und er ihr zum Trotz öfters wieder Unarten annahm, welche die andere ihm ſchon abgewöhnt hatte. Sie übten indeſſen noch immer Geduld an ihm, lehrten ihm Piquet, L'Hombre und dergleichen Kartenſpiele, deren Kenntniß in der Geſellſchaft für unerlaßlich gehalten ward. Zwar hatte er keine Neigung dazu und konnte ſich auch auf die Abmahnungen ſeines Vaters berufen; allein die Hofräthin Böhme erklärte dieſe als nur gegen den Misbrauch gerichtet und wußte Goethen in ihrer Weiſe zu beſtimmen, der ſich hierin um ſo lieber leiten ließ, als er die Vortheile des Spielkundigen in der Geſellſchaft einſah. Wie die Hofräthin Böhme gleich anfänglich beitrug, ſeine Abtrünnigkeit von dem ihm zugedachten Berufe zu ver-

hüten, und wie sie auf sein Kunsturtheil einzuwirken bemüht war, ist bereits erzählt. Goethe fuhr übrigens fort sie zu besuchen, bis sie ihn zuletzt bei einer langen und traurigen Krankheit nicht mehr vor sich ließ, an welcher sie am 17. Febr. 1767 im zweiundvierzigsten Jahre verschied.

Ein zweites Goethen geöffnetes gastliches Haus war das des Buchhändlers und Buchdruckers Breitkopf. Der Gründer des Geschäfts, Bernhard Christoph Breitkopf, lebte noch. Er war 1695 in Klausthal geboren, Sohn eines Bergmanns, hatte bei Duncker in Goslar gelernt, kam als unbemittelter Buchdruckergesell nach Leipzig, verehelichte sich mit der Witwe des Buchdruckers und Schriftgießers Müller, Marie Sophie geborene Hermann, und, nach deren am 1. April 1738 erfolgtem Tode, am 2. Febr. des folgenden Jahres mit Theodore Sophie Kehser. Er vervollkommnete die beiden Geschäftszweige seines Vorgängers mit seltener Umsicht und erwarb sich hierdurch Kundschaft und Vermögen; zu seinem Besitz gehörte auch das stattliche Gebäude der Goldene Bär in der Universitätsstraße. Er starb am 27. März 1777.

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, sein Sohn, war am 23. Nov. 1719 in Leipzig ge-

boren und zeigte anfangs keine Luſt, dem Berufe ſeines Vaters zu folgen, ſondern beſchäftigte ſich ſeiner Neigung gemäß mit den alten und neuen Sprachen und mit Philoſophie, kam aber ſpäter zu ganz andern Anſichten, denn er faßte großen Widerwillen gegen die Philoſophie, fand die Dichter des Alterthums weit unter den neuern ſtehend und vertheidigte dieſe Meinungen mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit. Nachdem er 1754 ins Geſchäft ſeines Vaters eingetreten war, nahm er ſich der Druckerei mit wiſſenſchaftlichen Mitteln auf das entſchiedenſte an; er verſchönerte die Geſtalt der Buchſtaben auf Grund von Berechnungen nach Albrecht Dürer's Vorgang und trug weſentlich dazu bei, daß die deutſchen Buchſtaben, trotz der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgetauchten Beſtrebungen für Einführung der lateiniſchen, nicht aufgegeben wurden. Ferner erfand er zuſammenſetzbare Typen, mit denen er Noten, Landkarten und ſelbſt Bildniſſe druckte, ebenſo chineſiſche Wortzeichen, wegen welcher letztern Erfindung ihn der Papſt beglückwünſchen ließ. Auch in Bezug auf die Herſtellung der Typen in ſeiner eigenen Gießerei ſowie an den Preſſen führte er manche Verbeſſerungen ein. Er erwarb ſich dadurch in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt einen bedeutenden Namen. Seine raſtloſe Thätigkeit ließ ihn,

obgleich er auch eine Spielkarten- und Tapetenfabrik in Gang brachte, doch noch zu wissenschaftlichen Beschäftigungen und zu Hegung seiner Kunstliebhaberei, ingleichen zu schriftstellerischen Arbeiten, namentlich über die Geschichte der Buchdruckerkunst, Zeit finden. Er war seit dem 25. Sept. 1746 mit Marie Friederike Constantia Brixen verheirathet, von welcher er acht Kinder hatte, von denen aber in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre nur vier noch lebten. Er starb am 28. Jan. 1794.

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf's Söhne, Bernhard Theodor und Christoph Gottlob, wurden gleichzeitig mit Goethe als Studirende der hiesigen Hochschule eingeschrieben. Der erstere war 1749 geboren; er war ein wohlgestalteter junger Mann, den Künsten hold, wie er denn auch mehrere Instrumente spielte, selbst componirte und für die Bühne schrieb. Nachdem er sich am 3. Nov. 1772 mit einer geborenen Obermann verheirathet, begab er sich 1780 nach Petersburg, wo er kaiserlich russischer Hofbuchdrucker, Collegienrath, später Bibliothekaufseher an einem Fräuleinstift (dessen Vorsteherin, eine geborene Paris, er in zweiter Ehe heirathete) und endlich Staatsrath wurde. — Christoph Gottlob Breitkopf, 1750 geboren, war eine gute treue Seele und ein heiterer Lebemann; er ver-

ehelichte sich am 27. Dec. 1793 mit einer Thilo, übernahm das väterliche Geschäft und starb am 7. April 1800.

Die älteste Tochter Johann Gottlob Immanuel Breitkopf's, Theodore Sophie Constantia, verheirathete sich am 24. Jan. 1774 mit einem Dr. Oehme, von dem sie aber später wieder geschieden wurde; sie starb 1819. Die jüngere Tochter, Luise Marie Wilhelmine, wurde an Einem Tage mit ihrer Schwester getraut und zwar mit dem Diakonus Netto aus Eisleben; später verwittwet, verehelichte sie sich anderweit und starb am 6. Oct. 1790.

Die ganze Familie Breitkopf war Goethen gewogen. Als er nach Leipzig kam, fand er gerade den Bau eines großen neuen Hauses, des Silbernen Bären, in Gang, welches dem alten Goldenen Bären gegenüber an der Ecke des Alten Neumarkts (der Universitätsstraße) und des Gewandgäßchens an der Stelle des Sperlingsbergs errichtet wurde. Goethe ging Breitkopfs beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen an die Hand und hatte dabei Gelegenheit, Oeser's Lehren vom Geschmack angewandt zu sehen. In dem neuen, zu Michaelis 1766 vollendeten Hause war er oft zu Besuch. Musik, dramatische Aufführungen, Gesellschaftsspiele und man-

ches andere ward gemeinschaftlich getrieben und ein stilles, anmuthiges Leben geführt, an dem sich namentlich der im Hause wohnende Arzt Georg Christian Reichel betheiligte, der 1717 zu Mühlhausen geboren, in Leipzig zuerst Studirender, dann seit 1756 Magister und Docent an der Universität, 1759 Doctor der Medicin und 1767 außerordentlicher Professor war, auch hier 1771 starb. Da ferner Gottsched ebenfalls ein Hausgenosse Breitkopf's war, so war es vielleicht in einer Gesellschaft bei diesem, wo Goethe in schelmischer Laune eine Bleistiftzeichnung hinwarf, welche vorstellte: „Wie Herr von Burgsdorff mit Demoiselle Gottsched Schach spielt." Die Zeichnung ist noch erhalten, die Gestalt der Gottsched aber offenbar absichtlich verwischt; doch scheint die Länge derselben und der theilnehmend auf Burgsdorff gerichtete Blick einerseits, sowie des letztern Gleichgültigkeit andererseits der Zielpunkt des Scherzes gewesen zu sein. Der mit Goethe studirende von Burgsdorff, Friedrich Adolf, wurde zu Ostern 1763 inscribirt und starb als kursächsischer Kanzler am 1. März 1799.

Ein drittes Haus, in welches Goethe Eingang fand, war das des Buchhändlers Philipp Erasmus Reich. Derselbe wurde am 1. Dec. 1717 zu

Laubach in der Wetterau geboren, wo sein Vater gräflich Solms'scher Leibarzt war. Aus Neigung erlernte er den Buchhandel zu Frankfurt a. M., bereicherte seine vielseitigen Kenntnisse auf einer Geschäftsreise nach London, ward Vorsteher einer Buchhandlung in Stockholm und kam dann als Geschäftsführer in die Weidmann'sche Buchhandlung nach Leipzig, die er durch kluge Einrichtungen vom Verfalle rettete und durch wohlüberlegte Verlagsunternehmungen emporbrachte. Weidmann erkor ihn daher 1762 zum Geschäftstheilhaber; nach dessen Tode übernahm aber Reich durch Vertrag mit Weidmann's Tochter Marie Luise die Handlung unter der Firma „M. G. Weidmann's Erben und Reich" allein. Selbst sehr gebildet, ehrte er Bildung: er zahlte an Schriftsteller Ehrensold manchmal über Begehr und Erwarten; er sah allwöchentlich an einem bestimmten Abend die Gelehrten, Schöngeister und Künstler Leipzigs bei sich, ja sogar auf Reisen pflegte er die Gelehrten der Orte, in denen er verweilte, zum Mittagsmahl einzuladen. Die hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kunst in Leipzig ließ er durch Anton Graff, Heinrich Tischbein u. a. malen, und diese schöne Galerie schenkte später Reich's Witwe, eine geborene Heye aus Berlin, als sie sich nach ihrer Vaterstadt

zurückwandte, der leipziger Universitätsbibliothek. Reich trat selbst als Schriftsteller auf, jedoch nur über Gegenstände seines Berufs; aus seinem Verlag aber gingen viele ausgezeichnete Werke hervor. Alles dies, verbunden mit dem Besitz eines ansehnlichen Vermögens, erwarb ihm den Ehrennamen des „Fürsten der leipziger Buchhändler". Er starb am 3. Dec. 1787.

Im Sommer bewohnte er ein Landgut in Sellerhausen, eine Stunde von Leipzig, wo er ein stattliches dreistöckiges Haus erbaute, das noch steht, und zwar jetzt unter Nummer 21 des Brandkatasters. Dort besuchte ihn Goethe oft und nahm dann den Weg über Reudnitz an dem beschatteten Ufer der Rietschke hin. Dieser Baumgang wurde später nach Goethe, vielleicht durch Reich, der „Poetengang" genannt. Jetzt ist der Fußweg nicht mehr vorhanden, allein im Garten des vormals Reichen gehörenden Gutes steht noch in der äußersten Ecke nach der Rietschke zu auf einer kleinen Erhöhung ein steinerner Tisch, an welchem Goethe oft gesessen haben soll.

Das Leben in leipziger Familienkreisen hatte indessen für Goethe auch manches Unbehagliche; denn man fand allerhand an ihm auszusetzen. Am auffälligsten erschien seine Kleidung. Sein Vater, dem es verhaßt

war, wenn jemand müßig ging, hatte zum Bedienten einen Schneider, der, wenn er keine häuslichen Arbeiten zu verrichten hatte, die Kleider der Familienglieder fertigte. War nun auch bezüglich der Kleiderzeuge alles aufs beste versorgt, so war doch der Bediente allenfalls ein guter Geselle, aber kein Vorschneider, und verdarb so durch die Form, die noch überdies nicht nach der neuesten Mode war, den kostbaren Stoff. Einen in dieser Weise hergestellten Kleidervorrath brachte der junge Goethe mit nach Leipzig; er war recht vollständig und ansehnlich, und sogar ein Tressenkleid darunter. Goethe, diese Art von Anzug schon gewohnt, hielt sich für geputzt genug, allein es währte nicht lange, so überzeugten ihn seine Freundinnen zuerst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß er wie aus einer fremden Welt hereingeschneit aussehe. So viel Verdruß er auch hierüber empfand, sah er doch anfangs nicht, wie er sich helfen sollte. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker in dem nach Destouches von der Gottsched bearbeiteten Lustspiele, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen seiner äußern als innern Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, faßte er Muth und wagte, seine sämmtliche Garderobe gegen eine

neumodische, dem Ort gemäße, auf einmal umzutauschen, wodurch sie aber freilich sehr zusammenschrumpfte.

Nach dieser überstandenen Prüfung sollte abermals eine neue auftreten, welche Goethen weit unangenehmer auffiel, weil sie eine Sache betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht. In oberdeutscher Mundart geboren und erzogen, hatte er, obgleich sein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliß, auch seine Kinder auf das, was man wirklich Mängel jener Mundart nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und sie zu einem bessern Sprechen vorbereitet hatte, doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten beibehalten, die er, weil sie ihm ihrer Natürlichkeit wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und sich dadurch von seinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Auch der gebildete Oberdeutsche ließ sich nämlich damals noch mehr darin gehen, daß er in der Weise, wie in Obersachsen es nur den gemeinern Leuten nachgesehen wurde, sich viel in Gleichnissen und Anspielungen ausdrückte und sich bei seiner innern, menschenverständigen Tüchtigkeit oft sprichwörtlicher Redensarten bediente. In beiden Fällen, wenn auch dem Zwecke des Ausdrucks nach immer gehörig, so doch

häufig derb, lief ihm freilich manchmal etwas mit unter, was sich gegen ein zarteres Ohr anstößig erwies. Dergleichen bei Goethe zu rügen, hielten sich nun seine leipziger Bekannten um so mehr für berechtigt, als ihre Ausdrucksweise, die meißnische, die herrschende war; was aber ein junger lebhafter Mensch, wie Goethe, unter diesem beständigen Hofmeistern auszustehen hatte, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich wol ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländisches Gepräge sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde ihm von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung er sich gleichwol nicht zueignen konnte, deren Unrecht er zu empfinden glaubte, ohne sich es deutlich machen zu können. Ihm sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke; er sollte vergessen, daß er den „Geiler von Kaisersberg" gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch, statt vielen Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen. Alles dies, das er sich mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte er missen; er fühlte sich in seinem Innersten gelähmt und wußte kaum mehr, wie

er ſich über die gemeinſten Dinge zu äußern hätte. Daneben hörte er, man ſolle reden wie man ſchreibt und ſchreiben wie man ſpricht, da ihm doch reden und ſchreiben ein für allemal zweierlei Dinge ſchienen, von denen jedes wol ſeine eigenen Rechte behaupten möchte. Und hatte er doch auch in der meißniſchen Sprechweiſe manches zu hören, was ſich auf dem Papier nicht ſonderlich würde ausgenommen haben.

Andere Widerſprüche gegen Goethe's Geſinnungen und Anſichten wurden ihm noch empfindlicher, weil ſie ihn in dieſen geſelligen Kreiſen mit gemeſſenerer Bewegung trafen, in denen er ſich nicht ſo heftig dagegen auflehnen konnte, wie es ihm zu Muthe ſein mochte. Der Art war der ſchon beſprochene ſchroffe Tadel, welcher den von ihm geliebten Dichtern widerfuhr, der hämiſche Klatſch, mit welchem man ihm die Verehrung Gellert's verdarb, die Bitterkeit endlich, welche gegen Friedrich II. von Preußen ſich kundgab. Dieſer König ſtand in Goethe's Gedanken damals noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts, in welcher Meinung er mit ſeinem Vater übereinſtimmte, obwol er ihn in ſeinem, gut kaiſerlich geſinnten großväterlichen Hauſe nicht loben durfte. Es kam daher dem jungen Goethe ſehr befremdend vor, daß er jenen vor den Einwohnern von Leipzig ebenſo

wenig loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Kriegs schwer gefühlt und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß sie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das beste dachten. Sie wollten ihn daher wol für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten, und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Plane und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. Solange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genöthigt gewesen, eben diese Fehler wieder gut zu machen, und blos daher sei er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbe Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begehe, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den Siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König sein treffliches Heer ganz unnützerweise aufgeopfert und selbst schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerfüh-

rer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Die Leipziger hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, unendliche Einzelheiten anzuführen, welche Goethe nicht zu leugnen wußte, sodaß er nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, welche er diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Dieses Durchkreuzen seiner gewohnten Denkweise ließ Goethen denn doch manchmal schmerzlich empfinden, daß er in der Fremde weilte; noch am 28. April 1766 schrieb er an Riese:

„Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

„So vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephyr, der mich zu erfrischen
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord

Und trägt entrißne Blüthen fort.
Voll Zittern flieh' ich dann den Ort,
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern."

Schon die Ostern 1766 erfolgte Ankunft seines Freundes Johann Adam Horn brachte hierin eine Aenderung hervor. Zwar wunderte er sich, daß Goethe, wie dieser selbst in demselben Brief an Riese schreibt, so verändert sei; Goethe fährt fort:

Er sucht die Ursach' zu ergründen,
Denkt lächelnd nach, und sieht mir in's Gesicht;
Doch wie kann er die Ursach' finden!
Ich weiß sie selbsten nicht.

Horn war ganz geeignet, ihn der Verstimmung zu entreißen. Er gehörte zu den Leuten, welche Freude daran haben, wenn andere die Pfeile des Witzes gegen sie richten mögen, und welche dadurch, daß sie selbst zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und sich zurückzuziehen, und, indem sie sich preiszugeben scheinen, andern eins zu versetzen verstehen, zur Erheiterung einer Gesellschaft wesentlich beitragen. Schon sein Name gab zu allerlei Scherzen Anlaß. Er wurde in Goethe's Freundeskreis in Frankfurt immer nur Hörnchen genannt und war wirklich der Kleinste in der Gesellschaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnase, ein etwas aufge-

worfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krausen schwarzen Haaren reich besetzt, sein Bart frühzeitig blau; er hätte diesen gar zu gern wachsen lassen, um als komische Maske die Gesellschaft immer in Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber, krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber dann mancher Scherz entstand; denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht war, so rechnete er es unter die Eigenschaften der Frauenzimmer, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich; auch in Leipzig setzte er gleich sein lustiges Treiben fort und erwarb sich bald einen neuen Spitznamen, den des „Pegauers", der ebenso wenig seinem Wesen entsprach wie die Behauptung bezüglich der krummen Beine, da Pegau als „Kuhpege" und seine Bewohner als bäurisch verspottet zu werden pflegten. Wie Horn ferner in Leipzig auch die bereits in Frankfurt geübte Vereinigung mit Goethe bei dessen dichterischen Scherzen erneute, ist gelegentlich der Spöttereien über „Medon" erzählt worden.

Ungefähr gleichzeitig mit Horn's Eintreffen in

Leipzig fällt aber noch ein anderes Begebniß, welches auf Goethe's Gemüthszustand Einfluß hatte: die durch Schlosser's Besuch veranlaßte Bekanntschaft mit dem Weinhändler Christian Gottlob Schönkopf (er starb 75 Jahre alt am 26. April 1791), seinen Angehörigen und seinen Mittagsgästen.

Schlosser's Herbergsnahme bei demselben, sowie auch Horn's Einmiethung in dessen Haus wurde veranlaßt durch Schönkopf's Gattin, Katharina Sibylla geborene Hauk (gestorben in einem Alter von 76¼ Jahren am 1. Juni 1790); denn diese war eine Frankfurterin. Die Familie bestand außerdem noch aus zwei Söhnen und einer Tochter, von welcher letztern weiterhin ausführlicher die Rede sein wird. Die Söhne, Christian Gottlob und Adam Peter, gingen später zusammen nach Holland; der zweite, geboren 1756, verheirathete sich im Haag, begab sich mit seiner Frau nach Batavia und starb dort mit Hinterlassung einer Tochter, die dann mit ihrer Mutter nach Holland kam.

Zu den jungen Leuten, welche sich an Schönkopf's Mittagstisch oder abends in dessen Weinstube vereinigten, gehörte außer den schon besprochenen — wie Horn, Hermann, Pfeil — auch jedenfalls des letztern Zögling Karl August Freiherr von Friesen, der am

20. Aug. 1747 geboren und nach dem 1757 erfolgten Tode seines Vaters, Besitzer des Ritterguts Cotta sowie bis in die neunziger Jahre Mitbesitzer des Amtes Rammelsburg war, Ostern 1763 die Universität Leipzig bezog, später eine von Marschall heirathete und am 12. Juni 1810 starb.

Ferner speiste mit bei Schönkopfs Gottlob Friedrich Krebel. Er war am 30. Juni 1729 zu Naumburg geboren, bezog zu Ostern 1763 die Universität Leipzig, erhielt zuerst die Anstellung als kurfürstlicher Obereinnehmer der Generalacciskasse zu Leipzig, wurde 1771 Oberconsistorialkassirer und 1777 Oberconsistorialsecretär. Er schrieb das erste allgemeine Reisehandbuch in Deutschland („Die vornehmsten europäischen Reisen"), sowie verschiedene geographische und genealogische Handbücher, auch andere kleine Schriften, und starb am 2. Juli 1793.

Sodann ging bei Schönkopfs ein und aus: Karl Friedrich Klose, der zuerst in Frankfurt a. d. O. Arzneiwissenschaft studirt hatte, zu gleichem Zweck Ostern 1763 nach Leipzig kam und dann in Halle seine Universitätsstudien beendete. Goethe schrieb sich unter Abwandlung eines Gedichtchens von Gleim folgendermaßen in sein Stammbuch ein:

Der Reiche.

Ja, ich bin wirklich reich! ich habe
Das göttliche Geschenk: die Gabe
Mit Wenigem vergnügt zu sein,
Ein Mädchen willig mich zu küssen,
Der Freunde viel, ein gut Gewissen,
Und täglich eine Flasche Wein.

Leipzig, den 12. Mai 1767.

Goethe.

Weiter sagt Goethe, daß mehrere Livländer sich unter der Schönkopf'schen Mittagsgesellschaft befanden; die Livländer, von denen bekannt ist, daß Goethe mit ihnen in Leipzig umging, sind aber:

Gustav Bergmann, geboren am 28. März 1749 in Neuermühlen bei Riga, seit dem August 1763 auf dem Gymnasium zu Weimar fortgebildet, begab sich Ostern 1767 auf die leipziger Universität, war ein derber, kräftiger, ja ungestümer Jüngling, und blieb dies noch als Mann, trotz seiner geistlichen Stellung. Er trieb namentlich Naturwissenschaften und Sprachen, von letztern die griechische, lateinische, italienische, spanische, französische, englische und lettische mit Gründlichkeit. Nach seinem Vaterland zurückgekehrt, wurde er Pfarrer, zuerst 1771 in Arrasch, 1780 in Salisburg, zuletzt 1784 in Rujen und außer-

dem 1807 Assessor des Oberconsistoriums. Außer seinem Berufe war er in verschiedenster Weise thätig: er hat während seiner Amtsführung gegen 12000 Menschen geimpft, weil es an Aerzten fehlte; als Schriftsteller gab er namentlich Werke über Geschichte und Sprache Livlands heraus und schaffte sich 1784 eine eigene Druckerei an, um sich die Veröffentlichung seiner Schriften zu erleichtern. Verheirathet war er seit 1771 mit Beate Elisabeth Meder; 1787 erlangte er zugleich mit seinen Brüdern die Erneuerung des deutschen Reichsadels.

Schon auf dem Gymnasium ein geschickter Fechter, erhielt er in Leipzig bald Gelegenheit, seine Kunst an Goethe zu üben. Dieser traf ihn einst im Schauspielhaus mit andern jüngern Studiengenossen und sagte, gegen seine Bekannten sich wendend: „Hier stinkt's nach Füchsen." Kaum hatte Goethe diese Worte gesprochen, so gab ihm Bergmann eine Ohrfeige; die Folge war ein Zweikampf, bei welchem Goethe am Oberarm verwundet wurde.

Als Goethe's Bekannte unter den Livländern sind weiter zu nennen:

Georg von Lieven, dessen schon gedacht ist.

Johann Georg von Olderogge, der Ostern 1764 im Alter von etwa 22 Jahren nach Leipzig

kam; er war groß und von ſchöner Geſtalt, obwol ohne einnehmende Geſichtszüge, nicht ſehr geſprächig, aber in dem, was er ſagte, Geiſt, große Geſinnung und gebildetes Urtheil verrathend, ein angenehmer Geſellſchafter von ausgezeichneter Höflichkeit, der auch untergeordnete Perſönlichkeiten mit Liebenswürdigkeit ertrug.

Heinrich Wilhelm von Olberogge, bezog Oſtern 1765, etwa 17 Jahre alt, dieſe Univerſität, war nicht ſo lang wie ſein vorgenannter Bruder, aber ſchön von Geſicht, ſehr lebhaft und geſprächig, dabei bisweilen Unpaſſendes vorbringend, überhaupt noch etwas unbeſonnen, indeſſen gleichfalls von liebenswürdigem Charakter; in den neunziger Jahren war er Hofrath und Aſſeſſor im Gerichtshofe der peinlichen Sachen zu Riga. Endlich

Magnus Gieſebrecht von Reutern, der Oſtern 1767 als Studirender hier eingeſchrieben wurde, weich von Herzen und ſchwach von Charakter.

Es hat ſich aus dem Nachlaß Chriſtian Gottfried Hermann's, von welchem ſchon die Rede war und gleich noch weiter ſein wird, eine Sammlung von Schattenriſſen in Lebensgröße erhalten, welche Perſonen aus Goethe's Kreis darſtellen und der von Gründen unterſtützten Ueberlieferung nach von Goethe

ſelbſt herrühren ſollen; es ſind die Schatten des alten Schönkopf und ſeiner Tochter Käthchen, Hermann's, Krebel's, Pfeil's und ſeines Zöglings Freiherrn von Frieſen, des ſeit Oſtern 1763 der Univerſität angehörigen Ernſt Heinrich Chriſtian Freiherrn von Hagen, ſowie eines gewiſſen Döring und ſeiner Zöglinge, zweier Herren von Zedtwitz. Die letztern können nur die, freilich ſchon Oſtern 1762 inſcribirten Heinrich Ferdinand und Friedrich Chriſtian von Zedtwitz ſein.

Zu Hermann zog Goethen deſſen Sanftheit des Charakters hin; ſeine lehrreiche Unterhaltung hielt ihn feſt, und an ſeinem geregelten Fleiß, der ſich über Geſchäftsarbeiten und Kunſtbeſchäftigungen gleichmäßig erſtreckte, hatte Goethe gewiſſermaßen vorzüglich darum ſeine Freude, weil er ſich von einem Verdienſte, deſſen er ſelbſt ſich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochſchätzung wenigſtens einen Theil zuzueignen meinte.

Hermann hatte zwar im Grunde etwas Gemeſſenes, wie es die Zopfzeit für gebildete Leute erforderte, ja er war im Stande, was ihm ſpäter einmal widerfuhr, ſtundenlang mit ſeiner Braut in Großboſens Garten auf- und abzuwandeln und ein zierliches Geſpräch zu führen, ohne ſich merken zu laſſen, daß jeder Schritt ihm einen unerklärlichen,

aber ſich immer ſteigernden Schmerz verurſachte, weil — wie er dann zu Hauſe entdeckte — ſeine vermißten Schuhſchnallen in die Schuhe gerathen waren und ihre Widerhaken ſich allmählich in die Fußſohlen eingetreten hatten. Doch liebte er auch wieder ſein Späßchen, und einmal brachte eine Neckerei mit ſeiner Schweſter, welche dem verwitweten Vater die Wirthſchaft führte, ganz Kurſachſen in Bewegung. Hermann's Vater hatte nämlich als Oberhofprediger die jährlichen Bußtage feſtzuſtellen und ſoll dabei mitunter Rückſicht auf häusliche Wünſche genommen haben; ſollte er aber wirklich in dem Jahre, von welchem hier die Rede iſt, nicht auf die Vorſchläge ſeiner Tochter über die Beſtimmung der Bußtage gehört haben, ſo benutzte er doch jedenfalls dabei deren Kalender. Nun hatte er den mittlern der damaligen drei Bußtage nach dem ſo und ſovielſten Sonntage nach dem Trinitatisfeſte anberaumt, und der Befehl erging demgemäß ins Land; allein von allen Seiten erhielt das Conſiſtorium Einſprüche dagegen, weil der bezeichnete Sonntag nach Trinitatis in jenem Jahre gar nicht vorkomme. Das war nun freilich wahr; aber wie hatte ſich der Oberhofprediger ſo irren können? Daran trug eben ein Späßchen ſeines Sohnes in Leipzig die Schuld, der, um ſich an ſeiner

Schwester für andere Neckereien zu rächen, ihr einen alten Kalender geschenkt, den er durch Aenderung einer Ziffer in der Jahreszahl zu einem scheinbar neuen gemacht hatte; in dem Jahre aber, für welches der Kalender eigentlich bestimmt war, fielen etliche Sonntage nach Trinitatis mehr, als in demjenigen, welchem der junge Hermann ihn zugeschrieben hatte.

Goethe fand in Hermann einen liebenswürdigen Gesellschafter, der sein mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwidern wußte. Er brachte manche vergnügte Stunde mit demselben zu, so wenn dieser ihn mit scherzhafter Feierlichkeit zu einem Abendessen unter vier Augen einlud, wo beide sodann mit eigenem Anstand, bei angezündeten Wachslichtern, einen sogenannten Rathshasen, der jenem als Deputat seiner Stelle in die Küche gelaufen war, verzehrten und mit gar manchen Späßen das Essen zu würzen und den Geist des Weins zu erhöhen beliebten, und zwar mit Späßen, die ganz in der Weise eines andern Freundes, dem Goethe sehr anhing, gehalten waren, in der Weise des Ernst Wolfgang Behrisch.

Behrisch war als der Sohn des königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofraths Wolfgang Albrecht

Behrisch, eines vermögenden Mannes, und der Salome Charitas geborenen Löfche im Frühjahr 1738 zu Dresden geboren. In seiner Kindheit hatte er von der großen Strenge des Vaters viel zu leiden. Die Universität Leipzig bezog er Ostern 1760, er wurde hier ein besonderer Liebling Gellert's, der ihm auch die sehr ansehnlich besoldete Hofmeisterstelle bei dem gleichzeitig mit Goethe als Studirender eingeschriebenen Grafen Karl Heinrich August von Lindenau, einzigem Sohne des 1764 in den Reichsgrafenstand erhobenen königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Oberstallmeisters und Wirklichen Geheimraths Heinrich Gottlieb Graf von Lindenau, zuwandte.

Der junge Graf war am 26. Febr. 1755 in Machern geboren und bildete sich später für die Pferdekunde aus, zu welchem Zweck er früh die Thierarzneischule zu Dresden besuchte und, nachdem er in sächsischen Kriegs- und Hofdienst eingetreten war, größere Reisen unternahm. Er trat 1786 in königlich preußischen Dienst als Major von der Cavalerie in der Suite des Königs, Reisestallmeister und Chef sämmtlicher königlichen Gestüte und Marställe. Im nächsten Jahre wurde er Viceoberstallmeister, richtete 1788 das Gestüt zu Neustadt an der Dosse in großartigem Maßstabe ein, rückte 1789 zum Oberstallmeister und Flügel-

adjutanten auf, machte 1792 den Feldzug gegen Frankreich mit, wobei er ſich den Orden pour le mérite erwarb, erhielt 1793 anſtatt des erbetenen Abſchieds die Beförderung zum Oberſtleutenant und dann noch zum Generaladjutanten, 1795 die zum Oberſten und 1798 das Prädicat Excellenz, wurde aber nach der Schlacht von Jena entlaſſen. Dem königlichen Aufruf von 1813 folgte auch er, empfing die Ernennung zum Generalmajor und Diviſionär der neumärkiſchen Landwehr, erwarb ſich im Kriege neue Verdienſte und Orden, wurde 1815 Inſpecteur der Landwehr im Regierungsbezirk Frankfurt, 1817 Generallieutenant und 1820 in Ruheſtand verſetzt. Verheirathet war Karl Heinrich Auguſt Graf von Lindenau ſeit 1789 mit Chriſtiane Henriette von Arnim, die er 1833 durch den Tod verlor. Die letzten Jahre verbrachte er auf dem, nach Veräußerung des Stammgutes Machern erkauften Rittergut Bahrensdorf bei Beeskow; dort ſtarb er kinderlos am 11. Aug. 1842, jedenfalls derjenige Studiengenoſſe Goethe's, der zuletzt aus dem Leben ſchied. Er war auch anfangs Mitbeſitzer und ſpäter alleiniger Beſitzer von Auerbach's Hof. Sein Ruf als Pferdekundiger war bedeutend, wie er denn auch über Pferdezucht geſchrieben hat. Als Reiter war er gleichfalls berühmt.

Wenn nun auch Behrisch — um auf diesen zurückzukommen — mit seinem Zögling nicht zu Mittag bei Schönkopfs gespeist haben mag, so gehörte er doch zu dem abends dort sich versammelnden Kreise. Er war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, eine sehr große Nase, überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wol hätte eine Perrüke nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett, ja sogar über seine Verhältnisse fein, und ging niemals, selbst nicht abends ins Weinhaus, anders aus als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und den Hut unterm Arm. Er war einer der Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles, was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man gezwungen hätte nennen können, wenn er nicht schon von Natur etwas Steifes in seiner Art gehabt hätte. Die schon gedachte Abschrift, welche Behrisch von Goethe's Gedichten unternahm, gab Gelegenheit zu dem größtmöglichsten Zeitverderb in dieser Richtung; denn ehe er das rechte Papier finden, ehe

er über das Format mit sich einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das mindeste geschehen wäre. Mit eben solchen Umständen begab er sich dann jedesmal ans Schreiben und brachte wirklich nach und nach mit seiner schönen Hand ein allerliebstes Heft zusammen. Der Titel war Kanzleischrift, die Verse selbst von der stehenden sächsischen Schrift, an dem Ende jedes Gedichts ein schickliches Zierbildchen, das er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wol selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, recht gut nachzuahmen verstand. Goethen diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, ihm das Glück auf eine lächerlich hochtrabende Weise vorzurühmen, daß er sich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sehe, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sei, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Dabei pflegte Behrisch gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und, auf den Inhalt der Gedichte eingehend, umständlich auseinanderzusetzen, was an dieser oder jener Stelle nicht

ſtehen dürfe, und Goethen glücklich zu preiſen, daß es wirklich nicht daſtehe. Dann ſprach er mit großer Verachtung von der Druckerei, ſtellte den Setzer dar, ſpottete über deſſen Geberden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus dieſem Gebaren alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anſtand und die edle Stellung eines Schreibenden und ſetzte ſich ſogleich hin, um ſie vorzuzeigen, wobei er zu ſchelten pflegte, daß Goethe ſich nicht nach ſeinem Beiſpiel und Muſter am Schreibtiſch betrüge. Hierauf kam er wieder auf den Contraſt mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangenen Brief das Oberſte zu unterſt und zeigte, wie unanſtändig es ſei, etwa von unten nach oben, oder von der Rechten zur Linken zu ſchreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Behriſch's größte Luſt war überhaupt, ſich ernſthaft mit ſpaßhaften Dingen zu beſchäftigen und irgendeinen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er ſich beſtändig grau, und weil die verſchiedenen Theile ſeines Anzugs von verſchiedenen Zeugen und alſo auch Schattirungen waren, ſo konnte er tagelang darauf ſinnen, wie er ſich noch ein Grau auf den Leib ſchaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er ſeine Be-

kannten beſchämen konnte, die daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er ihnen lange Strafpredigten über ihren Mangel an Erfindungskraft und über ihren Unglauben an ſeinen eigenen ſchöpferiſchen Geiſt.

Gegen ſeine Landsleute erlaubte ſich Behriſch eine fratzenhafte Abneigung, und ſchilderte, was ſie auch vornehmen mochten, mit luſtigen Zügen. Beſonders war er unerſchöpflich, einzelne Menſchen komiſch darzuſtellen, wie er denn an dem Aeußern eines jeden etwas auszuſetzen fand. So konnte er ſich, wenn er mit Goethe zuſammen am Fenſter lag, ſtundenlang beſchäftigen, die Vorübergehenden zu bemäkeln, und, wenn er genugſam an ihnen getadelt, genau und umſtändlich anzuzeigen, wie ſie ſich eigentlich kleiden ſollten, wie ſie gehen, wie ſie ſich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erſcheinen. Dergleichen Vorſchläge liefen meiſtentheils auf etwas Ungehöriges und Abgeſchmacktes hinaus, ſodaß man nicht ſowol darüber lachte, wie der Menſch ausſah, ſondern darüber, wie er allenfalls hätte ausſehen können, wenn er verrückt genug geweſen wäre, ſich zu verbilden. In allen ſolchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werke, ohne daß er nur im mindeſten boshaft geweſen wäre. Dagegen wußte ihn Goethe

ſeinerſeits zu quälen, indem er — da Behriſch einem alten Franzoſen ſehr ähnelte, auch ſehr gut und leicht franzöſiſch ſprach und ſchrieb — ihm verſicherte, daß man ihn nach ſeinem Aeußern wo nicht für einen franzöſiſchen Tanzmeiſter, doch wenigſtens für den akademiſchen Sprachmeiſter anſehen müſſe. Dieſer Vorwurf war gewöhnlich wieder das Zeichen zu ſtundenlangen Abhandlungen von Behriſch, worin er den himmelweiten Unterſchied herauszuſetzen pflegte, der zwiſchen ihm und einem alten Franzoſen obwalte. Hierbei bürdete er Goethen allerlei ungeſchickte Vorſchläge auf, die dieſer ihm zu Veränderung ſeines Anzugs hätte thun können.

Sah Behriſch, wenn er ſo mit Goethe ſich am Fenſter befand, einen Briefträger von einem Haus ins andere gehen, ſo nahm er einen Groſchen aus der Taſche und legte ihn neben ſich ins Fenſter. „Siehſt du den Briefträger?“ ſagte er dann zu Goethe; „er kommt immer näher und wird gleich hier oben ſein, das ſehe ich ihm an. Er hat einen Brief an dich, und was für einen Brief! Keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechſel — mit einem Wechſel! Ich will nicht ſagen wie ſtark! — Siehſt du, jetzt kommt er herein! — Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da iſt er wieder! — Jetzt! Hier! Hier herein, mein

Freund! Hier herein! — Er geht vorüber? Wie dumm! O wie dumm! Wie kann einer nur so dumm sein und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht: unverantwortlich gegen dich, indem er dir den Wechsel nicht bringt, den er für dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurechtgelegt hatte und den ich nun wieder einstecke." So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche und hatte wieder etwas zu lachen gegeben.

Ein weiteres Beispiel der Späße und Thorheiten, die Behrisch insgemein angab, ist dieses. Einer der abends bei Schönkopf sich versammelnden Freunde hatte die Gewohnheit, pünktlich um zehn wegzugehen, weil er mit einem hübschen Kinde in Verbindung stand, mit welchem er sich nur um diese Zeit unterhalten konnte. Er wurde ungern vermißt, und Behrisch nahm sich eines Abends, wo sie recht vergnügt beisammen waren, im stillen vor, ihn diesmal nicht wegzulassen. Mit dem Schlage zehn stand jener auf und empfahl sich. Behrisch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mitgehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigste Weise erst

nach ſeinem Degen zu ſuchen, der doch ganz vor den Augen ſtand, dann geberdete er ſich beim Anſchnallen deſſelben ſo ungeſchickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch anfangs ſo natürlich, daß niemand ein Arges dabei hatte. Als er aber zur Abwechſelung im Spiel zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite bald zwiſchen die Beine kam, entſtand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein luſtiger Geſell war, mit einſtimmte und Behriſch ſo lange gewähren ließ, bis die Schäferſtunde vorüber war, da denn nun erſt eine gemeinſame Luſt und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Bei alledem hatte Behriſch einen ganz beſondern Widerwillen gegen das Rohe, und ſeine Späße waren zwar durchaus barock, aber ohne jemals ins Derbe oder Platte zu fallen. Er hatte übrigens ſchöne Kenntniſſe, war beſonders in den neuern Sprachen und Literaturen ganz bewandert, und ſein Umgang war ſehr lehrreich. Goethe, der immer gewohnt und geneigt war, mit ältern Perſonen umzugehen, ſchloß ſich bald an ihn an, und Behriſch war ihm wiederum äußerſt gewogen und übte einen bildenden Einfluß auf ihn, indem er ein Vergnügen daran fand, Goethe's unruhiges, ungeduldiges, heftiges

Weſen zu dämpfen und zu zähmen, womit dieſer ihm freilich auch genug zu ſchaffen machte.

Das heitere Bild hat indeſſen auch ſeine Schattenſeiten. Behriſch's leichter Sinn war vielfach Leichtſinn; er verſah ſeine Hofmeiſterpflichten nicht mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und war in Geldſachen ſorglos, ja verſchwenderiſch. Dem jungen Grafen hielt er Lehrmeiſter für Gegenſtände, in denen er ſelbſt hätte unterrichten können, und obſchon er während der Stunden, welche jene gaben, entweder zugegen war oder doch im Zimmer daneben ſich aufhielt, auch die Vorleſungen mit dem Grafen ſehr ordentlich beſuchte, bei Tage nicht ohne ihn ausging und denſelben auf allen Spaziergängen begleitete, ſo hatte dieſer doch auch viel von Behriſch's Eigenſinn und Launenhaftigkeit zu leiden, und wie es ſchon Aufſehen machte, daß mehrere ſeiner jungen Bekannten auch immer in Apel's Hauſe auf dem Neuen Neumarkt zu finden waren und mitzogen, wenn Behriſch mit ſeinem Zöglinge luſtwandelte, ſo erſchien es geradezu als Vernachläſſigung, daß er zuletzt aus Neigung für das geſellige Leben meiſtentheils abends gegen 9 Uhr den jungen Grafen in die Hände des Kammerdieners gab und ins Weinhaus kam. Auch hatte er einen gewiſſen Hang zu einigen Mädchen, die beſſer waren

als ihr Ruf und die manchmal in ihrem Garten, wol sogar wenn Graf Lindenau dabei war, von Behrisch und seinen Freunden besucht wurden, wodurch der Ruf der Gesellschaft nicht gefördert werden konnte.

Die Verbreitung jenes von Goethe auf Händel gefertigten, von Horn mit Anspielungen auf Medon versehenen Gedichts führte endlich zum Bruche. Der alte Graf Lindenau erfuhr, daß der Hofmeister seines Sohnes mit dem Verfasser dieses, großen Unwillen erregenden Schmähgedichts in täglichem Verkehr stand, man hinterbrachte ihm was sonst gegen Behrisch zu sagen war, und daß derselbe sich sogar so weit vergessen habe, dem bereits Uniform tragenden jungen Grafen — was dieser selbst aber nicht ausgeredet hatte — eine Ohrfeige zu geben. Kurz, Behrisch erhielt seinen Abschied, und da er niemals Ausgaben aufgeschrieben, ja sogar den Geldschrank nicht verschlossen gehalten und vorgekommene Entwendungen daher gar nicht wahrgenommen hatte, so würde er bei der Rechnungsablegung noch mit Schanden bestanden haben, wenn ihn nicht ein Freund, Dr. Heinrich Friedrich Innocenz Apel, aus der Verlegenheit gerissen hätte. Er hatte aber bei seinem unbesonnenen Treiben sein Vermögen zugesetzt und auch andere in Verlust gebracht.

Indeſſen ſchlug ihm die Entlaſſung doch inſofern zum Vortheil aus, als Gellert ſeinen Günſtling dem geiſtreichen Fürſten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Deſſau empfahl, zu dem er ſich ſofort, 1767, begab.

Der Verluſt eines Freundes wie Behriſch war für Goethe von größter Bedeutung. Jener hatte ihn verzogen, indem er ihn bildete, und ſeine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Geſellſchaft Frucht bringen ſollte, was er an Goethe zu wenden für gut gefunden. Behriſch hatte letztern zu allerlei Artigem und Schicklichem, was gerade am Platze war, zu bewegen gewußt, um deſſen geſellige Gaben herauszuſetzen. Weil Goethe aber in ſolchen Dingen noch keine Selbſtändigkeit erworben hatte, ſo fiel er gleich, da er wieder allein war, in ein wirriges und ſtörriſches Weſen zurück. Die trübe Stimmung, welche aus dieſem Grunde die Trauer über den Verluſt des Freundes noch erhöhte, andererſeits Behriſch's beliebtes Schmähen über ſeine Landsleute erklären zum Theil den Ton der drei in Horazens Weiſe gehaltenen Oden, welche er Behriſchen nach Deſſau nachſandte.

Erſte Ode.

Verpflanze den ſchönen Baum,
Gärtner! Er jammert mich;

Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

Noch hat seiner Natur Kraft —
Der Erde aussaugendem Geize,
Der Luft verderbender Fäulniß
Ein Gegengift — widerstanden.

Sieh, wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter schägt!
Ihr Orangenduft
Ist dem Geschmeiße Gift;

Der Raupe tückischer Zahn
Wird stumpf an ihnen,
Es blinkt ihr Silberglanz
Im Sonnenscheine;

Von seinen Zweigen
Wünscht das Mädchen
Zum Brautkranze,
Früchte hoffen Jünglinge.

Aber sieh, der Herbst kommt!
Da geht die Raupe,
Klagt der listigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit:

Schwebend zieht sich
Von ihrer Taxuswohnung
Die Prachtfeindin herüber
Zum wohlthätigen Baum

Und kann nicht schaden;
Aber die Vielkünstliche
Ueberzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter,

Sieht triumphirend,
Wie das Mädchen ſchauernd,
Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

Verpflanze den ſchönen Baum,
Gärtner! Er jammert mich.
Baum, danke dem Gärtner,
Der dich verpflanzt!

Zweite Ode.

Du gehſt — ich murre.
Geh! Laß mich murren!
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieſes Land!

Todte Sümpfe,
Dampfende Octobernebel
Verweben ihre Ausflüſſe
Hier unzertrennlich —

Gebärort
Schädlicher Inſecten,
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit.

An ſchilfigtem Ufer
Liegt die wollüſtige
Flammengezüngte Schlange,
Geſtreichelt vom Sonnenſtrahl.

Fliehe ſanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung;

Dort halten zuckende Kröten
Zuſammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden ſie nicht,
Werden ſie ſchrecken. —
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieſes Land!

Dritte Ode.

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Iſt ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behriſch, des Frühlings Lächeln
Erheitre Deine Stirne nie;
Nie trübt ſie dann mit Verdruß
Des Winters ſtürmiſcher Ernſt.

Lehne Dich nie an des Mädchens
Sorgenverwiegende Bruſt,
Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm!

Schon verſammelt
Von ſeiner Klippenwarte
Der Neid auf Dich
Den ganzen luchsgleichen Blick,

Dehnt die Klauen,
Stürzt, und ſchlägt
Hinterliſtig ſie
Dir in die Schultern.

Stark ſind die magern Arme,
Wie Pantherarme;
Er ſchüttelt Dich
Und reißt Dich los.

Tod iſt Trennung:
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzuſehn.

Gerne verließeſt Du
Dieſes gehaßte Land,
Hielte Dich nicht Freundſchaft
Mit Blumenfeſſeln an mir.

Zerreiß ſie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Iſt ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehſt, ich bleibe:
Aber ſchon drehen
Des letzten Jahres Flügelſpeichen
Sich um die rauchende Achſe.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten —
Da ſpringen die Riegel: frei bin ich wie Du!

Auch die „Hymne an Flora" ſcheint Goethe an Behriſch nach Deſſau geſchickt zu haben, da ſie ſich nebſt den Oden in deſſen Nachlaß vorfand.

Behriſch wurde in Deſſau — um ſeiner dortigen Laufbahn noch kurz zu gedenken — einer der Erzieher und Lehrer des am 27. Dec. 1769 geborenen Erbprinzen Friedrich und erhielt den Titel Hofrath. Er erwarb ſich ein Verdienſt dadurch, daß er den Fürſten auf Baſedow aufmerkſam machte und denſelben dadurch zu Berufung des letztern und zu Gründung des Philantropins veranlaßte. Um 1789 wurde er in Ruheſtand verſetzt. Er war einer der Verwalter der in Deſſau unter landesherrlichem Schutz 1781 gegründeten Buchhandlung der Gelehrten, welche den Zweck hatte, den Schriftſtellern die Herausgabe ihrer Werke auf eigene Koſten zu erleichtern und ihnen den Ertrag derſelben zu ſichern. Behriſch verfaßte ein deutſch-franzöſiſches Wörterbuch der Jägerſprache und dichtete eine romantiſche Oper „Bathmendi", die Freiherr von Lichtenſtein componirte, zur Eröffnung des deſſauer Hoftheaters 1798; ſie war für den Geſang zu ſchwerfällig. Auch rühren mehrere Inſchriften im Park zu Wörlitz von ihm her. Er ſtarb am 21. Oct. 1809. Seine Ab-

ſchrift Goethe'ſcher Gedichte ließ er ſich mit ins Grab geben.

Die Stelle des Hofmeiſters beim Grafen Lindenau erhielt Ernſt Theodor Langer.

Er war am 24. Aug. 1744 zu Breslau geboren und war anfangs Militär, erwarb ſich aber große Gelehrſamkeit. Nachdem der junge Graf Lindenau ausſtudirt hatte, ſcheint er mit demſelben auf Reiſen geweſen zu ſein. Mit Leſſing war er befreundet; er beſuchte ihn 1780 in Hamburg, als er dieſe Stadt auf einer Reiſe nach Amſterdam berührte. Auch zu Friedrich Jacobi's Freundeskreis gehörte er. Er führte den Titel eines kurfürſtlich ſächſiſchen Legationsraths. Nach Leſſing's Tode erhielt er deſſen Stelle als Bibliothekar zu Wolfenbüttel; von 1784 — 88 war er mit dem Erbprinzen von Braunſchweig und dann mit deſſen Bruder in der Schweiz. Er ſtarb am 24. Febr. 1820.

Der Oberſtallmeiſter Graf Lindenau machte Langern, als er ihn annahm, ausdrücklich zur Bedingung, daß er keinen Umgang mit Goethe pflege; jedoch neugierig, einen ſo gefährlichen Menſchen kennen zu lernen, wußte er dieſen mehrmals am dritten Orte zu ſehen und fühlte ſich ebenfalls zu ihm hin-

gezogen; aber klüger als Behrisch, ließ er sich nur zur Nachtzeit von Goethe abholen. Beide gingen dann zusammen spazieren, unterhielten sich von bedeutenden Gegenständen und Goethe begleitete Langern bis an die Thür seiner Geliebten, da auch dieser äußerlich streng scheinende, ernste, wissenschaftliche Mann von den Netzen eines sehr liebenswürdigen Frauenzimmers sich nicht frei zu halten gewußt hatte. Goethe's Heißhunger nach Kenntniß, der sich bei schon im Anzuge befindlicher Krankheit und daher entstandener Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte, suchte er durch deutliche Uebersichten zu beruhigen, und jener wurde seinem, obwol kurzen Umgange viel schuldig, indem Langer ihn auf mancherlei Weise zu leiten verstand und ihn aufmerksam machte, wohin er sich gerade augenblicklich zu richten habe.

Bei dem Umgange mit jungen Leuten, namentlich mit einem Behrisch, entwickelte sich in Goethe jener verwegene Humor, der sich dem Augenblicke überlegen fühlt und nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeilockt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem sich das kräftige Alter so sehr gefällt und der, wenn er sich possenhaft äußert, sowol im Augenblick

wie in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Solche Poſſen mit zu reißen, gefiel auch Goethe, obſchon er dem eigentlich burſchikoſen Weſen abgeneigt blieb; namentlich herrſchte in dem Freundeskreiſe der Kitzel, einander etwas aufzubinden und ſich wechſelſeitig anzuführen.

Goethe's von Haus aus überſprudelndes Weſen erſchien durch ſolche Einwirkungen geradezu überreizt und es entfremdete ihn dies einem andern Landsmann und Familiennachbar: Johann Jakob Griesbach. Zwar war dieſer, am 4. Jan. 1745, zu Butzbach im Heſſen-Darmſtädtiſchen geboren, allein wie ſein Vater geborener Frankfurter war, ſo war auch Johann Jakob im Alter von wenigen Wochen ſchon nach Sachſenhauſen und in ſeinem zweiten Jahre nach Frankfurt ſelbſt gekommen und hatte ſpäter dem dortigen Gymnaſium angehört, ehe er 1762 Univerſitäten — erſt Tübingen, dann Halle, von 1766 bis Michaelis 1767 Leipzig, und zuletzt wieder Halle — bezog. Nach einer 1769 und 1770 zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zurückgelegten Reiſe durch Norddeutſchland, England und Frankreich, begab er ſich 1771 von Frankfurt wieder nach Halle, wo er 1773 außerordentlichen Profeſſor der Theologie wurde, und ſich 1775 mit Juliane

Friederike, der Tochter des Superintendenten Schütz zu Aschersleben, verheirathete. Im selben Jahre erhielt er einen Ruf zu einer Professur in Jena, welche er 1775 im November antrat, demselben Monat, in welchem auch Goethe in Weimar eintraf. Griesbach empfing in Jena 1777 die theologische Doctorwürde, 1781 den Rang eines Kirchenraths, 1784 den eines Geheimen Kirchenraths, schrieb mehreres über Dogmatik und biblische Textkritik, und starb nach einem in verschiedenen Richtungen thätigen Leben, nach langjährigen Leiden, kinderlos am 24. März 1812.

Von seiner strengen, trockenen und gelehrten Mutter, Johanna Dorothea geborene Rambach, seit frühester Kindheit an die geregeltste Ordnung gewöhnt, konnte Griesbach, wie gesagt, Goethen in Leipzig nicht recht leiden, und die beiden Landsleute und Hausfreunde kamen wenig miteinander in Berührung.

Neben den jungen Männern, mit denen Goethe sich in heiterstem Umgange bewegte, schlossen sich aber auch die ältern und die dem andern Geschlechte angehörigen Personen, welche zu zeiten, namentlich an Sonntagen, bei einem Glase Punsch in Schönkopf's Hause sich trafen, zu einer muntern Gesellschaft zusammen, in der Goethe sich sehr wohl be-

hagte. Zu ihr gehörten der Buchhändler Reich sowie seine Geschäftsgenossin Marie Luise Weidmann, die Tochter des verstorbenen Hofraths und Geheimen Kämmerers Moritz Georg Weidmann, dessen Nachfolgerin sie nebst ihrer Mutter im Besitz seiner Buchhandlung und in der Pachtung der „Leipziger Zeitung" geworden war, und welche am 6. Jan. 1793 im Alter von achtundsiebzig und einem halben Jahre unverehelicht starb; desgleichen deren Oheim, der Buchhändler und Rittergutsbesitzer Johann Friedrich Junius, welcher mit Christiane Henriette Kaulfuß sich verheirathete und am 3. Nov. 1794 im neunundsechzigsten Jahre starb. Ferner fanden sich zu dieser Gesellschaft sammt Frau und zwei Töchtern der Schönkopfs schräg gegenüber wohnende Kaufmann Johann Wilhelm Obermann, der damals von Zeit zu Zeit sein „bestes englisches Bier (Burton Ale) und veritabeln Arac de Goa" anpries, später kurfürstlicher Landacciseinnehmer war und kurz nach seiner Emeritirung am 27. März 1784, einundsiebzig Jahre alt, starb; ingleichen Johann Georg Richter, welcher bis 1768 Trankſteuereinnehmer und von da ab Oberzoll- und Geleitseinnehmer war und als solcher am 6. Jan. 1793 im Alter von achtundsiebzig und einem halben Jahre starb.

Vielleicht traf Goethe auch bei Schönkopfs mit Johann Daniel Wagener zusammen, der in Leipzig ebenfalls zu seinen nähern Freunden gehörte. Derselbe war zu Bergheim in Waldeck wahrscheinlich 1748 geboren, studirte in Leipzig Theologie und Philosophie und dann in Jena, wie es scheint, Rechtswissenschaft; denn später trat er in Hamburg als Doctor der Rechte und der Philosophie auf. Nach abgeschlossenen Universitätsstudien wurde er Soldat, 1785 Conrector und nachmals Rector zu Pyrmont, dann auch Acciscommissionär mit dem Titel eines fürstlich waldeckischen Commissionsraths. Nach Aufhebung der zuletzt bekleideten Stelle, wahrscheinlich 1803, ließ er sich in Hamburg als Notar sowie als Lehrer der spanischen und portugiesischen Sprache nieder; nachdem aber Hamburg zu Frankreich geschlagen worden war und die von Pfalzgrafen erwählten Notare nicht mehr zugelassen wurden, nannte er sich Professor. Verheirathet war Wagener mit Juliana Johanna Karolina von Rhena, die ihn noch überlebte; er starb in Hamburg am 25. Febr. 1836.

Zog Goethen die ungebundenere Geselligkeit des bei Schönkopfs sich versammelnden Kreises mehr an als die der Familien, welche so viel an ihm auszusetzen gefunden hatten und ihm dadurch so unbequem

geworden waren, daß er faſt nur noch aus Achtung und Scheu für die Hofräthin Böhme ſich zu ihnen hielt, ſo gab es nach dem Tode dieſer mütterlichen Freundin auch noch andere Gründe, welche ihn gänzlich von den höhern Kreiſen entfernten. Zunächſt konnte er ſich mit dem Kartenſpiel, welches deren gewöhnliches Unterhaltungsmittel war und das er nur aus Nachgiebigkeit erlernt hatte, nie recht befreunden; er hatte wol den Spielſinn, aber nicht den Spielgeiſt, lernte alle Spiele leicht und geſchwind, konnte aber niemals die gehörige Aufmerkſamkeit einen ganzen Abend zuſammenhalten. Wenn er alſo recht gut anfing, ſo verfehlte er es doch immer am Ende und machte ſich und andere verlieren, wodurch er jederzeit verdrießlich entweder zur Abendtafel oder aus der Geſellſchaft ging. Daher entſchuldigte er ſich ſpäter von den Partien, und weil man nun nichts mehr mit ihm anzufangen wußte, ſo ward er ſich noch mehr als andern läſtig und ſchlug die Einladungen aus, die dann ſparſamer erfolgten und endlich ganz aufhörten.

Ebenſo wenig konnte dieſe Geſellſchaft Goethen zu Bällen gebrauchen. Zwar hatte ſein Vater ſelbſt ihn im Tanzen unterrichtet und er hatte ſich ſehr geſchickt dazu angeſtellt, allein ſeit der Geſchichte mit Gret-

chen hatte er die Uebung dieſer Kunſt unterlaſſen und nur ein einziges mal hatte er ſich in Leipzig auf einem Balle zu einer Menuet nöthigen laſſen; allein da zeigte ſich, daß Takt und Bewegung aus ſeinen Gliedern gewichen ſchienen und er ſich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, ſodaß er mit Schimpf und Schande beſtanden haben würde, wenn nicht der größere Theil der Zuſchauer behauptet hätte, ſein ungeſchicktes Gebaren ſei bloßer Eigenſinn, in der Abſicht, den Frauenzimmern alle Luſt zu benehmen, ihn wider ſeinen Willen aufzufordern und in ihre Reihe zu ziehen.

Endlich mochte wol auch die Ueberzeugung, daß ſeine Neigung zu Käthchen mit den Anſichten eines Theils der feinern Geſellſchaft in Widerſpruch ſtand, ihm letzterer abhold machen.

Allein wenn er ſich auch die ihm nicht zuſagenden Häuſer, in welche ihn Empfehlungsbriefe eingeführt hatten, entfremdete, ſo hinderte dies doch nicht, daß er nicht noch im letzten Jahre ſeines Aufenthaltes wieder einer Familie ſich anſchloß, an welche ihn mehr als Eine Bildungsrichtung feſſelte: der des Profeſſor Oeſer.

Dieſelbe beſtand außer dem Aelternpaar aus zwei Söhnen und zwei Töchtern. Der ältere Sohn, Jo-

hann Friedrich Ludwig, 1751 in Dresden geboren, ein ziemlich schwerfälliger Mensch, widmete sich ebenfalls der Kunst, war später Unterlehrer an der Zeichenakademie in Leipzig, begab sich 1774 nach Dresden, um sich zu vervollkommnen, malte vorzugsweise Landschaften, radirte aber auch historische Bilder, erhielt das Prädicat als kurfürstlicher Landschafts- und Historienmaler und starb schon am 15. Mai 1791 zu Leipzig. — Der jüngste Sohn, Karl, ein muthwilliger und leichtsinniger Bursche, war auch der Kunst bestimmt, verfiel aber in Liederlichkeit, empfing von der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar aus Rücksicht auf seinen Vater wiederholt Unterstützungen, ging später nach Rußland, wo er dann Reit- und Fechtmeister an einer Lehranstalt war, sich verheirathete und kinderlos starb.

Wie die Söhne, war auch die jüngere Tochter, Wilhelmine, damals noch im Kindesalter; denn sie war am 19. Jan. 1755 geboren. Sie verheirathete sich später mit dem Kupferstecher Geyser und starb infolge der Kriegsereignisse am 2. Dec. 1815 am Nervenfieber.

Die älteste Tochter, Friederike Elisabeth, war es aber, welche nächst Oeser dem Vater Goethen anzog. Sie war 1748 in Dresden geboren. Da sie,

früh durch Blattern entstellt, oft vernehmen mußte, daß sie garstig sei, faßte sie den Vorsatz, ihren Geist zu bilden, was sie mit Beharrlichkeit durchführte. Dabei erhielt sie sich eine heitere Laune und war anmuthig, verständig und gesprächig. Diese Eigenschaften waren geeignet, die Verstimmung, in welcher Goethe während des letzten Jahres in Leipzig wegen seines gespannten Liebesverhältnisses zu Käthchen sich befand, zu lindern; bald verspottete Friederike seine Verdüsterung, bald redete sie verständig zu, bald stellte sie ihm zur Nachahmung vor, wie sie selbst sich ein friedliches und freudiges Dasein zu sichern gewußt habe. Doch lassen wir Goethe seinen Umgang mit ihr selbst schildern, wie er es in einer an sie gerichteten poetischen Epistel vom 6. Nov. 1768 gethan hat. Er fährt darin nach Schilderung seiner damaligen Krankheit so fort:

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen —
Denn ich bin schon im Leiden sehr geübt —
Hätt' ich nur das, was uns die Plagen,
Die Last der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft, als selbst die Tugend giebt,
Verkürzung grauer Regenstunden,
Balsam'sches Pflaster aller Wunden:
Gesellschaftsgeister, die man liebt.

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beständig rechte gute Leute,

Die mit mir leiden, wenn ich leide,
Sie ſorgen mir für manche Freude;
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu ſein.
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzes ſo behende ſtillt, die Ruh
Mit Einem Blick der Seele ſchenkt, wie Du!

Ich kam zu Dir ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweiten Mal begräbt;
Und wem er nur einmal recht nah' um's Haupt geſchwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß ſo lang' er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe,
Doch machteſt Du mit Deiner ſüßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzählteſt mir, wie ſchön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie ſüß Dein ſelig Leben ſei,
Mit einem Ton von ſolcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's beſaß'ſt, ſelbſt zu beſitzen glaubte.
Zufrieden reiſt' ich fort und, was noch mehr iſt, froh,
Und ganz war meine Reiſe ſo.

Ich kam hierher und fand das Frauenzimmer
Ein Bischen — ja, man ſagt's nicht gern! — wie immer.
G'nug bis hierher hat keine mich gerührt.
Zwar ſag' ich nicht, was einſt Herr Schieb'ler
Von Hamburgs Schönen prädicirt,
Doch bin ich auch ein ſtarker Grübler,
Seitdem Ihr Mädchen mich verführt,
Die ich wol ſchwerlich je vergeſſe!
Und da begreifſt Du wol, daß jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maßſtab meſſe.
Du lieber Gott! an Munterkeit iſt hie,

An Einſicht und an Witz Dir keine einz'ge gleich;
Und Deiner Stimme Harmonie,
Wie käme die heraus ins Reich?

So ein Geſpräch, wie unſers war im Garten,
Und in der Loge noch, mit dieſem ſeltnen Zug,
So aufgeweckt und doch ſo klug,
Ja, darauf kann ich warten!

Bin ich bei Mädchen launig froh,
So ſehn ſie ſittenrichtriſch ſträflich,
Da heißt's: der Herr iſt wol aus Bergamo?
Sie ſagen's nicht einmal ſo höflich.
Zeigt man Verſtand, ſo iſt auch das nicht recht;
Denn will ſich einer nicht bequemen,
Des Grandiſons ergeb'ner Knecht
Zu ſein, und alles blindlings anzunehmen,
Was der Dictator ſpricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Wie ſeid Ihr nicht ſo gut, ſo Euch zu beſſern willig,
Auf eigne Fehler ſtreng, und gegen Fremde billig;
Und zu gefallen ohnbemüht,
Iſt niemand, den Ihr nicht gewönnet.
Ah, man iſt Euer Freund, ſo wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh' man ſich's verſieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Iſt's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundſchaft fehlt's ihr am Verſtande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Drauf ging' ich ganz gewiß, hätt' ich nicht ſo viel Laune,
Bräch' ich mir nicht gar manche Luſt vom Zaune,
Lacht' ich nicht da, wo keine Seele lacht,
Und dächt' ich nicht, daß Ihr ſchon oft an mich gedacht.

Ja, denken müßt Ihr oft an mich! Das ſage
Ich Euch! Beſonders an dem Tage,
Wenn Ihr auf Euerm Landgut ſeid,
Dem Ort, der mir ſo manche Plage
Gemacht, der mich ſo ſehr erfreut.

Doch Du verſtehſt mich nicht! Ich will es Dir erklären;
Ich weiß doch, Du verzeihſt es mir:
Die Lieder, die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigenthum dem ſchönen Ort und Dir.

Wenn mich mein böſes Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen g'nug und wagte
Dich aufzuſuchen, eh' es tagte,
Auf Deinen Feldern, die Du liebſt,
Die Du mir oft ſo ſchön beſchriebſt.

Da ging ich nun in Deinem Paradieſe,
In jedem Holz, auf jeder Wieſe,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Geſicht
Vom Morgenſtrahl geſchminkt, und ſucht' und fand Dich
nicht.

Dann ſchlug ich, angereizt von launiſchem Verdruße,
Den armen Froſch am ſonnbeſtrahlten Fluße,
Dann jagt' ich ringsumher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgeſtreckten Hand, die mitten
In ihrem Haſchen ſtille ſtand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauſchend Ohr empfand.

Am Tage ſang ich dieſe Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, ſchrieb ſie nieder,
Den guten und den ſchlechten Reim.

Oft kehrt' ich noch mit immer ſchlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günſtige Geſchicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.
Doch ich genoß ſie kaum, die ſüßen, letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab.
Ich ſage nicht, was ich empfunden;
Denn mein proſaiſches Gedicht
Stimmt dieſes Mal ſehr zur Empfindung nicht.

Du haſt die Lieder nun, und zur Belohnung
Für alles, was ich für Dich litt:
Beſuchſt Du Deine ſel'ge Wohnung,
So nimm ſie mit
Und ſing ſie manchmal an den Orten
Mit Luſt, wo ich aus Schmerz ſie ſang;
Dann denk an mich und ſage: dorten
Am Fluße wartete er oft,
Der Arme, der ſo oft mit ungewog'nem Glücke
Die ſchönen Felder fühllos ſah.
Käm' er in dieſem Augenblicke,
Eh nun — jetzt wär' er da!

Auf Oeſer's Landſitz in Dölitz verſammelte ſich im Sommer — wie im Winter in ſeiner ſtädtiſchen Dienſtwohnung — eine Anzahl geiſtreicher und kunſtliebender Männer, zu denen namentlich auch Weiße, Huber und Kreuchauff gehörten, bald mit beleh-

enden Gesprächen, bald mit ungezwungenen Scherzen sich unterhaltend. Ein Beispiel der letztern ist die genau nach einer, anscheinend von Goethe herrührenden Handschrift hier wiedergegebene

„Judenpredigt.

„Sagen de Goyen wer hätten kä König, kä Käser, kä Zepter kä Cron; do will ich äch aber beweise daß geschrieben stäht: daß wer haben äh König, äh Käsr, äh Zepter äh Kron. Aber wo haben wer denn unsern Käser? Das will äch och sage: Do drüben über de grose grause rothe Meer. Und do wäre dreymal hunerttausend Johr vergange sey, do werd äh groser Mann, mit Stiefle und Spore grad aus, sporenstrechs gegange komme übers grose grause rothe Meer, und werd in der Hand habe äh Horn, und was denn vor äh Horn? äh Düt-Horn. Und wenn der werd in's Horn düte, do wären alle Jüdlich die in hunerttausend Johren gepöckert sind, die wären alle gegange komme an's grose grause rothe Meer. No was sogt' ehr dozu? Un was äh gros Wonner sey werd, das will ich äch och sage: Er werd geritte komme of äh grose schneeweise Schimmel; un was äh Wonner wenn dreymalhunertunneunmunneunzigtausend Jüdlich wäre of den Schimmel sitze, do wären so alle Platz habe; un wenn

äh eenziger Goye ſich werd ah droſ ſetze wolle, do werd äh kenen Platz finne. No was ſogt ehr dozu? Aber was noch ver äh groſer Wonner ſey werd, das well ich äch och ſage: Un wenn de Jüdlich alle wäre of de Schimmel ſitze, do werd der Schimmel kertzegerode ſeine groſe groſe Wätel ausſtrecke, do wären de Goye denke: kennen mer nich of de Schimmel, ſetze wer uns of de Wätel. Un da wäre ſich alle of de Wätel aufhocke; Un wenn ſe alle traf ſetzen, un der groſe ſchneeweiſe Schimmel werd gegange komme dorchs grauſe rothe Meer zorick, do werd äh de Wetel falle laſſe, un de Goye werde alle ronder falle in's groſe grauſe rothe Meer. No was ſogt ehr dozu?"

Wie Goethe den letzten Tag vor ſeiner Abreiſe von Leipzig, den 27. Aug., noch in Dölitz weilte, ſo war auch der erſte Brief aus Frankfurt — vor dem erſten an das Mädchen ſeines Herzens — an Oeſer geſchrieben. Doch dieſe Briefe gehören dem andern Theile dieſes Werkchens an.

Friederike Oeſer, um dies noch zu erwähnen, ſtarb unverheirathet am 13. Juni 1829.

Mit Oeſers und Goethe verkehrte wahrſcheinlich auch Chriſtian Cajus Lorenz Hirſchfeld, der, am

16. Febr. 1742 zu Nüchel in Holstein geboren und am 20. Febr. 1792 zu Kiel gestorben, von 1767—69 in Leipzig weilte und den, obwol er durch seine Schriften über Gartenkunst erst später berühmt ward, Goethe schon um jene Zeit, wo er nur „Das Landleben" geschrieben hatte, den „Anatomiker der Natur" nannte.

Von Goethe's Bekanntschaften in Leipzig können wir nicht scheiden, ohne Karl Wilhelm Jerusalem's zu gedenken, des zu Heckendorf geborenen Sohnes des Abtes und Vicepräsidenten Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. Er bezog zu Ostern 1765 die Universität Leipzig, trat mit Goethe zwar nicht in nähere Berührung, war aber doch von ihm gekannt und gab durch seinen aus unglücklicher Liebe zur Gattin des pfälzischen Geheimsecretärs von Herdt in Wetzlar am 29. Oct. 1772 erfolgten Selbstmord die Anregung zu der weltbewegenden Dichtung „Leiden des jungen Werther", worin Goethe seine eigene innige Neigung zu Charlotte Buff, der Braut seines Freundes Kestner, verklärte. So führen auch die Fäden dieses Werks nach Leipzig zurück!

VIII.

Liebesluſt und Leid.

Einen zarten Duft hauchte über das Leben Goethe's in Leipzig die Liebe; ein Mädchen war der Schutzgeiſt, der ihn vor Abwegen bewahrte, auf denen mancher ſeiner Freunde wandelte.

Des Weinhändlers Schönkopf Tochter Anna Katharina war drei Jahre älter als Goethe, und zwar am 22. Aug. 1746 geboren. Sie war hübſch, munter, muthwillig, witzig, liebevoll und ſo angenehm, daß ſie wol verdiente, in dem Schrein des Herzens als eine kleine Heilige aufgeſtellt zu werden, um ihr jene Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt, als zu empfangen. Goethe ſah ſie täglich ohne Hinderniſſe; ſie half die Speiſen bereiten, die er genoß, ſie brachte ihm wenigſtens abends den Wein, den er trank, und ſchon die Abgeſchloſſenheit der mittägigen Tiſchgeſellſchaft war Bürge,

daß das kleine, außer der Messe von wenigen Gästen besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente, wie denn auch das Mädchen sich selten aus dem Hause entfernen konnte und durfte.

Indessen war Goethe nicht sofort von der anmuthigen Erscheinung besiegt; es gab Triebfedern, welche dem entgegenarbeiteten.

Kurz vor seinem Abgange nach Leipzig hatte er die reizende Tochter eines Kaufmanns Meixner zu Worms, Charitas, kennen gelernt, deren Neigung er nun durch Vermittelung eines Verwandten derselben, Namens Müller, sich zu erhalten suchte. Bald bemerkte er jedoch, daß dieser kein treuer Anwalt sei, und er begann deshalb zu gleichem Zweck einen Briefwechsel mit einem jungen Oheim des Mädchens, Namens Trapp. In einem französisch geschriebenen Briefe an diesen, vom 2. Juni 1766, klagt er über den abscheulichen Müller, der seiner Seufzer lache, seine Freuden in düstern Schmerz verwandelt und ihn so schnöde im Stich gelassen habe. Darauf fährt er fort:

Le cruel! Il connait mon coeur sensible et tendre,
Il connaît le repos qu'il y pourrait répandre,
Il sait bien qu'un ami, s'il ne peut nous aider,
Devrait en nous plaignant pourtant nous soulager.
Le fait-il? Oh que non; ma douleur est extrême;
Je suis faible, il est vrai: est-on fort quand on aime?

Mais il ne cherche rien que de combler mes maux,
Et me dit en riant: «Ha, tu as des rivaux!»
Je ne le sais que trop, sans qu'il le dise encore:
Tout qui la voit l'admire, qui la connaît l'adore.
Mais faut-il éveiller l'idée pleine d'effroi:
Un rival est plus digne de cet enfant que moi?
Soit! Si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! Que l'amour soit mon maître!
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider,
Au sommet du bonheur par lui je vais monter,
Au sommet de la science monter par l'industrie.
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie,
Et viens voir, en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonheur.
Mais il faut jusque là que votre main m'assiste.
Laissez parler toujours ce docte moraliste.
Ecrivez-moi: que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? Ou m'a-t-il oublié?
Ah, ne me cachez rien, qu'il m'élève ou m'accable:
Un poignard de sa main me serait agréable.
Ecrivez! C'est alors que, de mon coeur chéri,
Comme elle est mon amante, vous serez mon ami."

Die größere Dienſtfertigkeit des neu angerufenen Mittlers wurde aber Goethen unbequem; denn als Trapp die Wirkung ſeiner Bewerbungen nach Leipzig meldete, hatte die Neigung Goethe's zu Käthchen ſchon Wurzel gefaßt. Er war in einer miſslichen Lage. Die Zärtlichkeiten, welche er für Charitas an Trapp geſchrieben, waren günſtig aufgenommen worden, und es war Ehrenpflicht, dieſe veranlaßte Aufnahme nunmehr nicht

kalt abzulehnen; auf der andern Seite hatte die Liebe zu Käthchen sein Herz zu sehr eingenommen, als daß er jener flüchtigen Leidenschaft für die vornehme Kaufmannstochter hätte weitere Folge geben sollen. Er zog sich mit Anstand aus diesem Zwiespalt: in seiner Antwort an Trapp läßt er es an starken Ausdrücken seiner Verehrung für Charitas nicht fehlen, aber er bezeichnet seine Liebe ausdrücklich als eine aussichtslose, und sagt nichts, was eine Aufforderung zu Fortsetzung der angeknüpften Verbindung enthielte oder auch nur Anhalt zu einer solchen Fortsetzung böte. Er schreibt:

Leipzig, 16. Octobre 1766.

«Mon cher Trapp!

«Elle a donc vu ma lettre? Elle n'a donc pas été fachée de ce coeur farouche, de cet amour ardent, de mes sentiments impétueuses? Elle même souhaite de posséder ces lignes misérables. Ah! pourquoi ne les lui avez pas données sans me demander? Comment avez-vous pu croire que je ne serais pas ravi du sort agréable de ma lettre, d'être gardée par les mains de celle que j'aime? ..... Donnez-lui la lettre..... Qu'elle se souvienne quelquefois en regardant ces

lignes d'un amant malheureux qui l'aime, sans attendre jamais le fruit de son amour..... Je n'aurais jamais eu la hardiesse de dire si hautement mes sentiments, si elle ne les avait pas reçus si gracieusement.» .....

Außer dieſem Nachklang einer vorausgegangenen Neigung hatte Goethe jedoch noch ein anderes Gefühl zu bekämpfen, bevor er ſich dem der Liebe zu Käthchen überließ: den Stolz. Der frankfurter Patricierſohn ſträubte ſich, in ein Verhältniß zu der Tochter eines geringen Weinſchenken zu treten. Er ſuchte daher ſeine Gedanken gewaltſam von Käthchen abzuleiten, indem er ſich eine andere Neigung einredete. Welchen Einfluß dieſer Zwang auf ſein Weſen hatte, werden gleichzeitige Briefe am beſten ſchildern. Horn ſchreibt einige Monate nach ſeiner Ankunft in Leipzig an einen gemeinſchaftlichen Freund, den mit Goethe an Einem Tage geborenen Wilhelm Karl Ludwig Moors — der, ein angenehmer, heiterer Lebemann, am 26. Sept. 1806 als Stadt- und Gerichtsſchultheiß zu Frankfurt ſtarb — hierüber Folgendes am 12. Aug. 1766:

„..... Von unſerm Goethe zu reden! Das iſt immer noch der ſtolze Phantaſt, der er war, als ich

herkam. Wenn Du ihn nur sähst, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei, man mag ihm seine Thorheiten vorhalten, so viel man will.

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen.

Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seinem gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich (blos weil es die Fräulein gern sieht) solche Porte-mains und Gebärden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen halten kann. Wenn Du es nur sähest!

Il marche à pas comptés,
Comme un recteur suivi des quatre facultés.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher

und er ſucht auch denſelbigen, wo er kann, zu vermeiden. Ich bin ihm zu ſchlecht, daß er mit mir über die Straße gehen ſollte. Was würde der König von Holland ſagen, wenn er ihn in dieſer Poſitur ſähe? Schreibe doch bald wieder an ihn, und ſage ihm Deine Meinung. Er bleibt ſonſt ſamt ſeiner gnädigen Fräulein närriſch. Wenn mich nur der Himmel, ſo lange ich hier bin, vor einem Mädchen bewahrt; denn das hieſige Weibsvolk iſt ganz des Teufels. Goethe iſt nicht der erſte, der ſeiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr iſt. Ich wünſchte nur, daß Du ſie ein einzig Mal ſäheſt! Sie iſt die abgeſchmackteſte Creatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain iſt alles, womit ſie Goethen bezaubert hat. Lieber Freund! ich wäre hier noch einmal ſo vergnügt, wenn nur Goethe noch ſo wäre wie in Frankfurt. So gute Freunde wir ſonſt waren, ſo vertragen wir uns jetzo kaum eine Viertelſtunde. Doch mit der Zeit hoffe ich noch ihn zu bekehren, ob es ſchon ſchwer iſt, einen Narren klug zu machen. Doch ich will alles Mögliche daran wagen.

Ach, fruchtete dieß mein Bemühn!
Ach, könnt' ich meinen Zweck erreichen!
Ich wollt' nicht Luther, nicht Calvin,
Noch Einem der Bekehrer weichen.

Du kannſt ihm nur alles wieder ſchreiben, was ich Dir hier erzählt habe. Es iſt mir recht lieb, wenn Du es thuſt. Es iſt mir weder an ſeinem noch an der gnädigen Fräulein Zorne etwas gelegen. Denn er wird doch nicht ſo leicht bös auf mich; wann wir uns auch gezankt haben, ſo läßt er mich doch den andern Tag wieder zu ſich rufen. So viel von ihm; künftig mehr....."

Endlich gab aber doch Goethe die Verſtellung, welche ihm ſo ſchlecht ſtand, auf; er faßte den Muth, dem Gefühl ſein Recht werden zu laſſen. Am 3. Oct. meldet in ſeinem Auftrage Horn an Moors:

„..... Aber, lieber Moors! welche Freude wird Dir es ſein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unſerm Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälſchlich geglaubt. Er hatte ſich verſtellt, daß er nicht allein mich, ſondern noch mehrere Leute betrogen, und mir niemals den eigentlichen Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verluſt eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß Dir die ganze Sache, wie er mir ſie ſelbſt erzählt hat, erzählen; denn er hat mir es aufgetragen, um ihm die Mühe, die es ihm machen würde, zu erſparen. — Er liebt, es iſt wahr;

er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn in Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werd' ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentliches schönes Gesicht, eine offne, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors! das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt, so viel aber kann ich Dir sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, wei-

ches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Cour zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in die Fräulein — doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen — verliebt, und man vexirt ihn wol gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer nähern Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und angenehmste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn

wir annehmen, daß ſie ihn wieder liebt, wie elend muß er erſt da ſein? Ich brauche Dir das nicht zu erklären, da Du das menſchliche Herz ſo gut kennſt. Genug von dieſer Sache. Er wird noch eines oder das andere davon ſelbſt an Dich ſchreiben, wie er mir geſagt hat. Ich hab' nicht nöthig, Dir das Stillſchweigen hierbei zu empfehlen, da Du ſelbſt ſieheſt, wie nöthig es iſt....."

Horn war aber in Ausrichtung des von Goethe ihm ertheilten Auftrags, Moors vom wahren Sachverhalt zu unterrichten, ſäumig geweſen, und ſo war Goethe ihm mit der eigenen Mittheilung zuvorgekommen. Letzterer ſchrieb:

„Mein lieber Moors!

„Endlich ſchreibe ich Dir. Die verworrenen Umſtände, in denen ich mich befinde, werden mich entſchuldigen, daß ich ſo lange unſchlüſſig geweſen bin, was ich thun ſollte. Ich habe mich endlich entſchloſſen, Dir alles zu entdecken, und Horn hat die Mühe über ſich genommen, es Dir zu ſchreiben, eine Sache, die mir dennoch nicht die angenehmſte geweſen wäre. Du weißt alſo alles. Du wirſt daraus geſehen haben, daß Dein Goethe noch nicht ſo beſtrafenswerth iſt, als Du glaubſt. Denke als Philoſoph, — und

so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst — und was hat alsdann meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allererſten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Tracasserien des Liebhabers zu danken; nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, Du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja, sie ist des größten Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, etwas dazu beizutragen. Lebe wohl.

Ich werde an Deinen Bruder ſchreiben; es iſt kein Stolz, es iſt Nachläſſigkeit, die mich ihn vergeſſen gemacht hat. Ich muß Dir noch am Ende im Namen der Freundſchaft das heiligſte Stillſchweigen auflegen. Laß es keinen Menſchen wiſſen, keinen, ohne Ausnahme. Du kannſt denken, welches Uebel daraus entſtehen könnte. Lebe wohl.

L. d. 1. Oct. 1766.

Goethe."

Alſo ſchon in ſo frühem Alter, unter der Herrſchaft eines Gefühls, das ſeiner Heftigkeit wegen ſonſt ſo häufig den klaren Blick blendet, ſchon jene Beſonnenheit, welche auch ſpäterhin in ähnlichen Lagen den jungen Mann vor Fehltritten bewahrte! Schon bei dem Siebzehnjährigen der Entſchluß, ſich der Pflicht und Nothwendigkeit zu fügen, wenn ſie die Löſung des Verhältniſſes, das ihn doch ſo beglückte, gebieten ſollten. Und das alles nicht, weil ihm Kälte des Gefühls die Herrſchaft des Verſtandes erleichterte, ſondern trotz des hochwogenden Herzens, deſſen Gewalt in Dichtungen, in Briefen und ſonſt ſich unzweideutig kundgegeben hat, und deſſen Niederkämpfung mehr als einmal ihm eine ſo übermäßige Anſtrengung verurſachte, daß ſelbſt der Körper derſelben erlag und

durch ſchwere Krankheiten für den Sieg des ſtarken Willens büßen mußte. Wir werden indeſſen erfahren, daß bezüglich einer Verbindung mit Käthchen Goethe ſpäter doch noch anderer Meinung wurde und die ſich entgegenſtellenden Hinderniſſe allmählich für weniger unüberſteigliche anſehen lernte.

Daß Käthchen's Mutter ſeine Landsmännin war, trug vielleicht dazu bei, daß er bald wie ein Glied der Familie angeſehen wurde und deren kleine Vergnügungen theilte. Es iſt ſchon erwähnt, wie er mit Käthchen zum Klavier ſang und mit ihr gemeinſchaftlich ſich an Luſtſpielaufführungen betheiligte, wobei der Vater Schönkopf der Leitung ſich unterzog und es ziemlich harmlos herging. Als z. B. Krüger's „Herzog Michel" gegeben wurde, worin die Hauptperſon der von Goethe dargeſtellte Knecht Michel iſt, welcher durch den Verkauf einer gefangenen Nachtigall und die mit dem Ertrag zu machenden Unternehmungen endlich ein Herzogthum zu gewinnen hofft und in dieſer Hoffnung ſich gegen ſein Hannchen — Käthchen — ſo ausgelaſſen luſtig geberdet, daß er dabei die Nachtigall entfliegen läßt, wurde die Nachtigall durch ein zuſammengedrehtes Taſchentuch vorgeſtellt. Auch Käthchen's Geſchmack an der Dichtkunſt gab Unterhaltung her, und wo ihre kleine Bücher-

ſammlung in dieſem Fach ſich gar zu unzureichend erwies, ſorgte Goethe auch einmal für Ergänzung. Geſprächig war das liebe luſtige Mädchen auch, und Goethe konnte nicht fertig werden, mit ihr zu reden. Sie liebte ihn von Herzen wieder und that Goethen was ſie immer konnte zu Gefallen. So war auch er recht innig glücklich und lebte nur als ein Stück von Käthchen. Wem etwa am Herzen liegt zu wiſſen, ob auch, wenn es ſich thun ließ, Küſſe die gegenſeitige Neigung der jungen Leute beſiegelten, dem läßt ſich wenigſtens verſichern, daß ein Zweifel dagegen kaum haltbar iſt, nicht nur, weil damals überhaupt die Sprödigkeit gegen ſolche kleinere Gunſtbezeigungen nicht übertrieben war, nicht nur ferner, weil Goethe in Liebesliedern jener Zeit die Küſſe ſeines Mädchens beſingt, ſondern auch, weil dafür beſonders eine Abänderung ſpricht, welche Goethe mit einem Gedicht von Gleim vornahm, als er ſich in Kloſe's Stammbuch einſchrieb. Der oben angeführte Vers lautet nämlich bei Gleim urſprünglich:

Der reiche Mann.

Ich bin ein reicher Mann, ich habe
Das göttliche Geſchenk: die Gabe
Mit Wenigem vergnügt zu ſein;
Ich hab' ein Mädchen, ſchön zum Küſſen,

Hab' einen Freund, ein gut Gewiſſen
Und täglich eine Flaſche Wein!

Wenn er alſo für nöthig hielt, die vierte Zeile dahin zu ändern, daß ſie lautete: „Ein Mädchen, willig mich zu küſſen", ſo mag das doch Ausdruck des thatſächlichen Verhältniſſes geweſen ſein. Sein Glück ſprach er übrigens in mehrern Liedern aus, wie in folgenden:

An Venus.

Große Venus, mächt'ge Göttin!
Schöne Venus, hör mein Flehn!
Nie haſt Du mich
Ueber Krügen vor dem Bachus
Auf der Erde liegen ſehn.

Keinen Wein hab' ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht;
Nie getrunken,
Daß ich nicht voll güt'ger Sorge
Deine Roſen erſt geſäugt.

Und dann goß ich auf dieß Herze,
Das ſchon längſt Dein Altar iſt,
Von dem Becher
Gülbne Flammen, und ich glühte,
Und mein Mädchen ward geküßt.

Dir allein empfand dieß Herze!
Göttin gib mir einen Lohn:
Aus dem Lethe

Soll ich trinken, wenn ich ſterbe;
Ach, befreie mich davon!

Laß mir Gütige — dem Minos
Sei's an meinem Tod genung —
Mein Gedächtniß!
Denn es iſt ein zweites Glücke
Eines Glücks Erinnerung.

Die Reliquie.

Ich kenn' o Jüngling, Deine Freude,
Erwiſcheſt Du einmal zur Beute
Ein Band, ein Stückchen von dem Kleide,
Ein Strumpfband, einen Ring, ein — Nichts.
Wie lach' ich all der Tröbelwaare!
Sie ſchenkte mir die ſchönſten Haare,
Den Schmuck des ſchönen Angeſichts.

Soll ich Dich gleich, Geliebte, miſſen,
Wirſt Du mir doch nicht ganz entriſſen:
Zu ſehn, zu tändeln und zu küſſen
Bleibt mir der ſchönſte Theil von Dir.
Gleich iſt des Haars und mein Geſchicke:
Sonſt buhlten wir mit Einem Glücke
Um ſie, jetzt ſind wir fern von ihr.

Feſt waren wir an ſie gehangen,
Wir ſtreichelten die runden Wangen
Und gleiteten oft mit Verlangen
Von da herab zur rundern Bruſt.
O Nebenbuhler, frei vom Neide,
Reliquie, du ſchöne Beute,
Erinnre mich der alten Luſt!

Die Nacht.

Gern verlaß' ich dieſe Hütte,
Meiner Schönen Aufenthalt,
Und durchſtreich' mit leiſem Tritte
Dieſen ausgeſtorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,
Und die Birken ſtreu'n mit Neigen
Ihr den ſüß'ſten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele ſchmelzen macht,
Wandelt im Gebüſch, im Kühlen:
Welche ſchöne, ſüße Nacht!
Freude! Wolluſt! Kaum zu faſſen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend deiner Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Der wahre Genuß.

Umſonſt, daß Du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllſt!
O Fürſt! laß Dir die Wolluſt ſchenken,
Wenn Du ſie wahr empfinden willſt.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es Dir;
Doch willſt Du eine Tugend kaufen,
So geh, und gib Dein Herz dafür.

Was iſt die Luſt, die in den Armen
Der Buhlerin die Wolluſt ſchafft?
Du wärſt ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Thor, wärſt Du nicht laſterhaft!

Sie küſſet Dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Geſicht:
Unglücklicher! Du fühlſt nicht Liebe,
Sogar die Wolluſt fühlſt Du nicht!

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menſchen nie!
Denn Wolluſt fühlen alle Thiere,
Der Menſch allein verfeinert ſie.
Laß Dich die Lehren nicht verdrießen;
Sie hindern Dich nicht am Genuß,
Sie lehren Dich, wie man genießen
Und Wolluſt würdig fühlen muß.

Soll Dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, ſchränke ſelbſt Dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben,
Und doch nicht ungebunden ſein:
Laß nur für Eine Dich entzünden,
Und iſt ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit Dich binden,
Wenn Dich die Pflicht nicht binden ſoll.

Empfinde, Jüngling! Und dann wähle
Ein Mädchen Dir, ſie wähle Dich,
Von Körper ſchön und ſchön von Seele,
Und dann biſt Du beglückt, wie ich.
Ich, der ich dieſe Kunſt verſtehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der ſchönſten Ehe
Allein des Prieſters Segen fehlt.

Für nichts beſorgt, als meine Freude,
Für mich nur ſchön zu ſein bemüht,

Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir bei halbgeraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Wenn in gesellschaftlicher Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wollust mich an ihre Brust!
Sieh, Jüngling, dieses heißt genießen!
Sei klug, und suche diese Lust!
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und Du fühlst keinen Uebergang.

Weil nun aber dergleichen Liebesverhältnisse unter ganz jungen Leuten, je unschuldiger sie sind, desto

weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward Goethe von jener bösen Sucht befallen, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit des Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mislingen seiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins Klare zu kommen, und über alles, was ihn hier und da kneipen mochte, glaubte er an ihr auslassen zu dürfen. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb er sich und ihr die schönsten Tage. Es fehlte nicht an Zwischenzeiten der Erkenntniß seines Unrechts; bei seinem Sinn für das Symbolische war z. B. ein natürliches Begebniß im Stande, ihm die Augen zu öffnen und ihn zu erschüttern. Er theilte nämlich die Liebhaberei mancher Menschen, seinen Namen überall an- oder einzuschreiben. Einst hatte er ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Im Herbst 1766 — wenigstens muthmaßlich war es dieser Herbst — als seine Neigung zu Käthchen in ihrer besten Blüte stand, gab er sich die Mühe, den ihrigen oben darüber zu schneiden. Nachdem er nun inzwischen manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen hatte, um Käthchen zu

quälen und ihr Verdruß zu machen, besuchte er im Frühjahr zufällig die Stelle und gewahrte, wie der Saft, der mächtig in die Bäume trat, durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten und die noch nicht verharscht, hervorgequollen war und mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des seinigen benetzte. Sie also hier über ihn weinen zu sehen, der oft ihre Thränen durch seine Unarten hervorgerufen hatte, setzte ihn in Bestürzung. In Erinnerung seines Unrechts und ihrer Liebe kamen ihm selbst Thränen in die Augen; er eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, und verwandelte dieses Ereigniß in eine Idylle, die er niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte.

Er stellte sich Käthchen's Lage und die seinige, wenn er die Geliebte so ganz ohne Noth verletzt hatte, und dagegen den zufriedenen Zustand eines andern Paars jener Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß er endlich nicht lassen konnte, diese Verhältnisse zu seiner quälenden und belehrenden Buße dramatisch zu behandeln. Daraus entstand wol im letzten Drittel des Jahres 1767 die älteste von Goethe's übriggebliebenen dramatischen Arbeiten: „Die Laune des Verliebten."

In dieſem Schäferſpiel iſt der launenhafte, eiferſüchtelnde, heiterer Geſelligkeit und inſonders dem Tanze abgeneigte Eridon bemüht, der lebensfrohern, gegen ſeine Grillen aber allzu nachgiebigen Geliebten Amine alle derartigen Freuden zu verleiden, bis er endlich durch die Liſt des befreundeten Liebespaares Lamon und Egle bekehrt wird. Dieſe beiden ſind der Gegenſatz der erſtern; beide gern vergnügt, nehmen ſie es ſelbſt einander nicht übel, wenn ſie anderer Schönheit huldigen, und namentlich iſt Lamon in ſolchen Huldigungen recht harmlos. Sie bringen es denn dahin, daß Amine gegen Eridon's Willen, ja trotz ihres Verſprechens mit Lamon an einem Tanzfeſte theilnimmt, und als Eridon dies erfährt und außer ſich geräth, weiß Egle ihn ſo ſchlau zu behandeln, daß er ſich vergißt und die ſchöne Schäferin umarmt und küßt. Dieſe verräth dies ſofort an Amine, und Eridon muß froh ſein, daß Verzeihung, die er der Ungetreuen ſchon nicht mehr zugeſtehen mochte, von der auch nicht eiferſuchtsfreien Amine nunmehr ihm gewährt wird.

Unter dem andern Paare ſtellte Goethe unſtreitig Horn und ſein Mädchen, Conſtanze Breitkopf, dar; namentlich iſt Horn, der luſtige Geſellſchafter, der leidenſchaftliche Tänzer, der Allerweltsfreund, der, wenn er zärtlich und empfindſam iſt, komiſch wird,

dem „seine Narrheit zur Cur von seiner Leidenschaft hilft", unverkennbar im Lamon wiedergegeben. Seinen eigenen damaligen Widerwillen gegen das Tanzen hat Goethe mit als Motiv in dem Stücke benutzt.

Allein die Zeichen der Reue schützten Goethe nicht vor wiederholten Rückfällen in seinem Verhalten gegen Käthchen. Sie ertrug dieses Unwesen eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die Goethe grausam genug war, aufs äußerste in Versuchung zu setzen. Allein zu seiner Beschämung und Verzweiflung mußte er endlich bemerken, daß er ihr Gemüth von sich entfernt habe und daß er nun wol zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die er sich ohne Grund erlaubt hatte; denn nachdem er ihr durch sein Betragen so oft zu dem Zweifel Anlaß gegeben, ob er sie wahrhaft liebe, hatte sie sich den Bewerbungen nicht länger verschlossen, welche ein von Goethe selbst ins Haus eingeführter redlicher junger Mann an sie richtete: Christian Karl Kanne. Zwar suchte Goethe anfänglich sich die schmerzliche Entdeckung auszureden, indem er bald die stattfindende Entfremdung blos als falsche Auffassung seines verdüsterten Gemüths sich vorspiegelte, bald über die unvermeidliche Unbeständigkeit der Frauenzimmer herzog, durch deren Voraussetzung er sich mit Wiederkehr der vielleicht nur zeit-

weilig entwandten Neigung ſchmeichelte. Dergleichen Beruhigungsverſuche verrathen Lieder wie die nachſtehenden:

Der Miſanthrop.

A. Erſt ſitzt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frei;
Auf einmal kömmt in Eile
Sein ganz Geſicht der Eule
Verzerrtem Antlitz bei.

B. Sie fragen, was das ſei?
Lieb' oder Langeweile?

C. Ach, ſie ſind's alle zwei!

Die Liebe wider Willen.

Ich weiß es wol, und ſpotte viel:
Ihr Mädchen ſeid voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenſpiel,
Den David und den Alexander;
Sie ſind ja Forcen mit einander,
Und die ſind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor;
Mit miſanthropiſchem Geſicht
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich ſie los, die Schmerzen!
Allein es ſitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

An Annetten.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehen,
Und Dich als Frau, und mich als Mann;

Oft nahm ich wachend Deinem Munde
In einer unbewachten Stunde
So viel man Küsse nehmen kann.

Sie sind, die süß verträumten Stunden,
Die durchgeküßten sind verschwunden!
Wir wünschen traurig sie zurück.
O, wünsche Dir kein größres Glücke:
Es flieht der Erde größtes Glücke,
Wie des geringsten Traumes Glück.

Das Glück der Liebe.

Trink, o Jüngling, heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke,
Abends gaukl' ihr Bild Dich ein!
Kein Verliebter hab' es besser —
Doch das Glück bleibt immer größer:
Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter,
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen,
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei,
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leicht'ste Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude:
Frei von Furcht, zu groß zum Neide
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie.

Goethe konnte sich aber über die eingetretene Veränderung nicht lange täuschen, und es gab nun auch schreckliche Auftritte zwischen ihm und Käthchen, bei welchen er nichts gewann. Nachdem sie sich einmal innerlich frei gemacht, wußte sie auch gegen ihn die geeignete Art und Weise zu finden, indem sie seinen Vorwürfen mit dem muntern Muthwillen, der ihr so gut zu Gebote stand, entgegentrat und ihn dadurch nun wieder ihrerseits plagte. Aus dem Eindruck, den dies auf ihn machte, fühlte er nun erst, daß er Käthchen wirklich liebte und daß er sie nicht entbehren könne. Alle Bedenken sogar, welche er anfänglich gegen eine Verbindung mit ihr gehegt, waren überwunden. Seine Leidenschaft wuchs und nahm alle Gestalten an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist, ja zuletzt trat er in die bisherige Stelle des Mädchens: alles Mögliche suchte er hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch andere Freude zu verschaffen; denn er konnte sich die Hoffnung, sie wiederzugewinnen, nicht ver-

sagen. Um seine Schuld an sich selbst zu rächen, stürmte er auf mancherlei unsinnige Weise in seine Gesundheit, und beförderte dadurch die körperlichen Uebel, unter denen er einige der besten Jahre seines Lebens verlor; ja er wäre vielleicht an diesem Liebesleid völlig zu Grunde gegangen, hätte sich hier nicht seine Dichtergabe mit ihren lösenden Heilkräften besonders hülfreich erwiesen.

Doch drängte sich noch einmal das Gefühl des Glücks, welches ihm der Besitz Käthchen's gewährte, die Hoffnung, ihre Liebe zu erhalten, und die Furcht, sie zu verlieren, bei seinem Abgang von Leipzig zusammen. Am 26. Aug. 1768 war er noch bei ihr und verließ sie mit der Absicht, sie andern Tags wiederzusehen. Er ging jedoch erst spät abends wieder hin; er schritt durch die Hausthür und kam bis an die Treppe, aber nicht weiter. Er hatte nicht das Herz, hinaufzusteigen. Zum letzten male! — dachte er — wie soll ich da wieder herunterkommen? So ging er ohne Abschied von der Geliebten.

Aber sein Herz schied nicht. In der Ferne traten die lieblichen Erinnerungen an sein Verhältniß zu Käthchen leuchtend in den Vordergrund und die Zweifel an der Fortdauer ihrer Liebe verloren an Kraft. Briefe unterhielten die Verbindung, aus denen seine

innige, treue Anhänglichkeit an Käthchen rührend hervorleuchtet. Als er freilich erfuhr, wie sich Kanne in der Zwischenzeit deren Neigung zu erwerben, wie er sich das Mädchen zu eigen zu machen gewußt hatte, so war es nicht seine Schuld, daß das Verhältniß sich löste. Aber selbst nachdem er von den ihn so erschütternden Vorgängen Kunde erhalten, ja als er Käthchen bereits betheuert hatte, daß er nicht vermögend sei, nochmals an sie zu schreiben, daß er vielmehr alle Erinnerung an sie gewaltsam zurückdrängen wolle, selbst da schrieb er ihr noch einmal und zwar zuletzt am 23. Jan. 1770, kurz vor seiner Abreise nach der Universität Strasburg.

Kanne war am 22. Dec. 1744 in Wolkenstein als einziger Sohn des Justizamtmanns Johann Gottfried Kanne geboren; seine Mutter war Christiane Sophie geborene Milder. Nach vorherigem Genuß häuslicher Erziehung besuchte er von 1759 an die Gelehrtenschule zu Freiberg und von Ostern 1762 an die Universität Leipzig, disputirte 1766 pro candidatura, erlangte 1767 die Advocatur und 1769 das Doctorat, worauf er sich Anfang Mai dieses Jahres mit Käthchen Schönkopf verlobte, dann etwa dreiviertel Jahr zur Vorbereitung für die beabsichtigte

Staatsdienerlaufbahn in Dresden zubrachte und sich am 7. März 1770 mit seiner Braut vermählte.

Auf Goethe machten diese letzten Nachrichten einen betrübenden Eindruck; denn wie er immer noch Käthchen zur Seinigen zu machen als Ziel seiner Wünsche ansah, das lassen geheimnißvolle, auf längeres Verbleiben in Leipzig anspielende Andeutungen in einem Briefe an Oeser aus dem Februar 1769 errathen, das bezeugen mehrere Stellen seiner Briefe an sie unzweideutig. So schreibt er in dem Briefe vom 1. Nov. 1768: „Sie haben meine ganze Liebe"; unterm 30. des nächsten Monats: „Es soll nur auf Sie und noch Jemand ankommen, wie bald ich Leipzig wiedersehen soll; inzwischen denke ich nach Frankreich zu gehen und zu sehen, wie sich das französische Leben lebt, und um französisch zu lernen. Da können Sie sich vorstellen, was ich ein artiger Mensch sein werde, wenn ich wieder zu Ihnen komme. Manchmal fällt mir's ein, daß es doch ein närrischer Streich wäre, wenn ich trotz meiner schönen Projecte vor Ostern stürbe. Da verordnete ich mir einen Grabstein auf dem leipziger Kirchhof, daß Ihr doch wenigstens alle Jahre am Johannes-, als meinem Namentage, das Johannismännchen und mein Denkmal besuchen möget." — Im Briefe vom 31. Jan. 1769 bemerkt er:

„Tröstet Euch, ich komme bald wieder", und in dem Briefe vom 1. Juni selbigen Jahres läßt er sich nach Empfang der Nachricht von ihrer Verlobung so aus: „Aus Ihrem Briefe an Horn habe ich Ihr Glück und Ihre Freude gesehen; was ich dabei fühle, was ich für eine Freude darüber habe, das können Sie sich vorstellen, wenn Sie sich noch vorstellen können, wie sehr ich Sie liebe..... Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener; der erstere hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß; der andere, ja, der andere — wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden..... Das Schreiben wird mir sauer, besonders an Sie. Wenn Sie es nicht apart befehlen, so kriegen Sie keinen Brief wieder vor dem October. Denn, meine liebe Freundin, ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist es doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Mensch mag eingemachte Bohnen, so lang man frische haben kann..... Das Halstuch und der Fächer" — die Goethe malen und Käthchen schenken wollte — „sind noch nicht um

einen Finger breit weiter. Sehen Sie, ich bin aufrichtig: wenn ich was malen will, so bleibt mir's im Halse stecken. Nur in Frühlingstagen schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze. Verzeihen Sie mir: die Erinnerung ist zu traurig, wenn ich das für Sie thun soll, was ich gethan habe, ohne mehr zu sein, als ich bin. Ich habe Ihnen immer gesagt, daß mein Schicksal von dem Ihrigen abhängt. Sie werden vielleicht bald sehen, wie wahr ich geredet habe; vielleicht hören Sie bald eine Nachricht, die Sie nicht vermutheten." — In einem Briefe vom 26. Aug. 1769 heißt es: „Vor drei Jahren hätte ich geschworen, es würde anders werden, als es ist..... O, könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheidter sein." Ferner unterm 12. Dec. jenes Jahres: „Ich bitte Sie, mir nicht mehr zu antworten; lassen Sie mir's durch meinen Freund sagen, wenn Sie noch was an mich haben sollten. Es ist das eine traurige Bitte, meine Beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundin nennen mag; denn das ist ein nicht bedeutender Titul gegen das, was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig, als ich Ihre Stimme hören möchte; es ist mir leid genug,

daß meine Träume so geschäftig sind." — Endlich am 23. Jan. 1770 ergießt er sich noch in dieser Weise: „Wenn ich mich recht erinnere, so war mein letzter Brief einigermaßen in einer traurigen Gestalt; dieser geht schon wieder aus einem munterern Tone, weil Sie mir bis auf Ostern Aufschub gegeben haben" — mit ihrer Verheirathung nämlich. — „Ich wollte Sie wären copulirt und Gott weiß, was noch mehr. Aber im Grunde schiert mich's doch, das können Sie sich vorstellen..... In Straßburg werde ich bleiben und da wird sich meine Adresse verändern, wie die Ihrige: es wird auf beide etwas vom Doctor kommen..... Und am Ende wäre doch Frau Doctor C. und Frau Doctor G. ein herzlich kleiner Unterschied..... Nun, Käthchen, es sieht doch aus, als wenn Sie mich nicht möchten: freien Sie mir Eine von Ihren Freundinnen, die Ihnen am ähnlichsten ist. Denn was soll das Herumfahren! In zwei Jahren bin ich wieder da. Und hernach? Ich habe ein Haus, ich habe Geld. Herz, was begehrst du? eine Frau!"

Noch lange konnte Goethe den Schmerz um Käthchen's Verlust nicht verwinden. Selbst als er das zarte und herzliche Verhältniß mit Friederike Brion kaum erst gelöst hatte, klagte er — Ende 1772 —

vertraulich der Braut Herder's, Karoline Flachsland zu Darmstadt, das Verhalten Käthchen's, weil sie ihn in dem Wahne gelassen, sie noch heimführen zu dürfen, bis sie ihn durch Horn von ihrer Verlobung benachrichtigte. Noch so heftig fand die Flachsland seine Liebe und seinen Schmerz, daß sie ihn damals einer andern Liebe nicht für fähig hielt. Ja, eine gewisse Bitterkeit über Käthchen sprach noch nach mehr als vierzig Jahren aus Goethe, als er in „Wahrheit und Dichtung" — wo er jene immer „Annette" nennt — über seine Trennung von Friederike Brion schrieb: „Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Male schuldig."

Kanne, um dies noch hinzuzufügen, erhielt Anfang 1772 die Stelle eines Secretärs bei der Stift-Meißnischen Regierung und dem Consistorium zu Wurzen, rückte Ende 1779 als Beisitzer der Juristenfacultät zu Leipzig ein, wurde im Februar 1783 zum Oberhofgerichtsassessor ernannt und 1789 zum Mitglied des leipziger Raths gewählt, als welches er 1802 Baumeister und dann auch Vorsteher der Thomasschule ward, 1804 zum Proconsul aufstieg und mit Hinterlassung nur einer Tochter, später verehelichten Dr. Sickel, am 2. Febr. 1806 starb.

Goethe grollte ihm nicht, daß er ihm sein Glück zerstörte; er läßt ihn durch Käthchen grüßen und bittet diese, ihm Kanne's Freundschaft zu erhalten.

Die Einstgeliebte suchte Goethe im März 1776 auf, als er von Weimar aus nach Leipzig gekommen. Er fand alles, wie es vormals war, nur sich anders. Frau Doctor Kanne starb am 20. Mai 1810.

IX.

Letzte Erlebnisse in Leipzig.

Das letzte Halbjahr in Leipzig brachte Goethe noch in einen Zustand, der sein Leben schwer gefährdete. Schon von Hause hatte er einen milzsüchtigen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den er seit dem auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturz vom Pferde merklich gewachsen war, machte ihn mismuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb er sich die Kräfte der Verdauung: das schwere merseburger Bier verdüsterte sein Gehirn; der Kaffee, der ihm eine ganz eigene trübe Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, lähmte die Verdauung und schien die Thätigkeit der Eingeweide völlig aufzuheben, sodaß er deshalb große Beängstigungen empfand. Ferner war damals das

Kaltbaden aufgekommen, welches unbedingt empfohlen ward; man ſollte ferner — um nach Rouſſeau's Grundſätzen zur Rettung aus der Sittenverderbniß der Natur näher geführt zu werden — auf hartem Lager nur leicht zugedeckt ſchlafen, wodurch aber die Ausdünſtung verhindert wurde. Dazu kamen weiter die Folgen der Unvorſichtigkeit beim Aetzen von Kupferplatten, und endlich wollte der Geheime Kirchenrath Paulus auch noch wiſſen, daß Goethe bei einem Zweikampf nicht unbeträchtlich verletzt worden ſei und damals daran geſiecht habe. Zu alledem hatten aber die Aufregungen, welche die Auftritte mit Käthchen ihm bereiteten, und das infolge derſelben ſeiner Natur muthwillig angethane Leid den Ausbruch herbeigeführt.

Einmal nachts wachte er mit einem heftigen Blutſturz auf; kaum hatte er noch ſo viel Kraft und Beſinnung, ſeinen Stubennachbar Limprecht zu wecken. Doctor Reichel wurde gerufen, der Goethen aufs freundlichſte hülfreich ward, und ſo ſchwankte er mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod, und ſelbſt die Freude an einer erfolgenden Beſſerung wurde dadurch vergällt, daß ſich bei dem Blutſturz zugleich eine Geſchwulſt an der linken Seite des Halſes gebildet hatte, die man jetzt erſt, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Geneſung iſt jedoch immer

angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von statten geht, und da bei Goethe die Natur sich geholfen, so schien er auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu sein; denn er hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als er sie lange nicht gekannt; er war froh, sein Inneres frei zu fühlen, wenn ihn gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was Goethen aber in dieser Zeit besonders aufrichtete, war, daß so viele vorzügliche Männer ihm ihre Neigung zuwendeten und zwar, wie er sich sagen mußte, zum Theil unverdient, da keiner darunter war, dem er nicht durch Launen beschwerlich gewesen wäre, keiner, den er nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt, ja den er nicht, im Gefühl seines eigenen Unrechts, eine Zeit lang störrisch gemieden hätte. Dies alles war vergessen; sie behandelten ihn aufs liebreichste und suchten ihn theils auf seinem Zimmer, theils, sobald er es verlassen konnte, anderwärts zu unterhalten und zu zerstreuen, indem sie mit ihm ausfuhren und ihn auf ihren Landhäusern bewirtheten. Anscheinend machte er auch jetzt erst die Bekanntschaft mit Oeser's Familie, die dann freilich schnell zur innigsten wurde.

Namentlich leistete ihm aber Hermann bei seinen

Leiden den treulichſten Beiſtand, ſchenkte ihm jede freie Stunde und wußte durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten manchen trüben Augenblick zu erhellen. Sodann nahm ſich Gröning beſonders Goethe's an. Letzterer hatte erſt kurz vorher die Bekanntſchaft des nur eben Angekommenen gemacht und ward erſt bei ſeinem Unfalle deſſen Wohlwollen gewahr; er fühlte den Werth dieſer Gunſt um ſo lebhafter, als niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden ſucht. Gröning ſparte nichts, um Goethen zu ergötzen, ihn aus dem Nachſinnen über ſeinen Zuſtand herauszuziehen und ihm Geneſung und geſunde Thätigkeit in der nächſten Zeit vorzuzeigen und zu verſprechen.

Auch Horn ließ ſeine Liebe und Aufmerkſamkeit ununterbrochen wirken; Langer fand ſich häufig ein, leitete auf religiöſe Betrachtungen hin und gewann in Goethe einen durch die Krankheit zur Empfänglichkeit vorbereiteten, aber treuen Bekehrten ſo lieb, daß er manche, ſeinem geliebten Mädchen zugedachte Stunde ihm aufzuopfern nicht anſtand, ja ſogar Gefahr lief, verrathen und von ſeinem Dienſtherrn wegen des Umgangs mit Goethe übel angeſehen zu werden. Dieſer erwiderte Langer's Neigung aufs dankbarſte, und wenn dasjenige, was er für Goethe that, zu jeder Zeit ſchätzenswerth geweſen wäre, ſo mußte es

demſelben in ſeiner damaligen Lage höchſt verehrlich ſein.

Endlich behandelte ihn das ganze Breitkopf'ſche Haus, die Stock'ſche Familie und manche andere wie einen nahen Verwandten, ſodaß durch das Wohlwollen ſo vieler freundlicher Menſchen das Gefühl ſeines Zuſtandes aufs zarteſte gelindert ward.

So gewann er denn bald die Freiheit in ſich, ſeinem Zuſtand eine launige Seite abzugewinnen, wie das Lied bezeugt, mit welchem er ſeine von Gottlob Breitkopf componirten Lieder einführte, und welches nicht füglich vor dem Juli 1768 gedichtet ſein kann, dafern er es nicht etwa erſt in Frankfurt und ſolchenfalls nach ſeiner Krankheit im December 1768 geſchrieben hat.

Zueignung.

Da ſind ſie nun! Da habt ihr ſie,
Die Lieder, ohne Kunſt und Müh
Am Rand des Bach's entſprungen!
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' ſie ſo geſungen.

Sie ſinge, wer ſie ſingen mag!
An einem hübſchen Frühlingstag
Kann ſie der Jüngling brauchen.

Der Dichter blinzt von ferne zu;
Jetzt drückt ihn diätät'sche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb scheel, halb weise, sieht sein Blick
Ein Bischen naß auf euer Glück,
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an;
Er hat's so gut, wie ihr, gethan,
Und kennt des Glückes Gränzen.

Ihr seufzt und singt und schmelzt und küßt
Und jauchzet, ohne daß ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe:
Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, sollt's auch wohl im Winter sein,
Bald zu dem Heerd der Ehe!

Ihr lacht mich aus und ruft: Der Thor!
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor,
Verschnitt jetzt gern uns alle.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz:
Das treue Füchslein ohne Schwanz
Das warnt auch vor der Falle.

Goethe sollte aber Leipzig nicht verlassen, ohne vorher noch ein für diesen Ort seltsames Ereigniß erlebt zu haben, einen Aufstand nämlich, den die Studirenden in den letzten Tagen des Monats Juli erregten und der noch in den folgenden Monat hinüberdauerte, und zwar aus folgendem Anlasse. Einige Studenten hatten bei Verweigerung des sogenannten Thorgroschens, d. h. der nach Thorschluß für die Oeff-

nung des Thors zum Durchlaß zu entrichtenden Abgabe, sich mit Stadtsoldaten verunreinigt und es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere verbanden sich nun, die zugefügten Beleidigungen zu rächen; die Soldaten widerstanden hartnäckig und der Vortheil war nicht auf der Seite der angreifenden akademischen Bürger; einige derselben wurden verhaftet, aber mit Gewalt befreit, und den schriftlichen und mündlichen Ermahnungen des akademischen Senats und einzelner Professoren wurde keine Beachtung geschenkt. Namentlich brachte es die jungen Leute auf, daß, wie es hieß, angesehene Personen wegen tapfern Widerstandes die Obsiegenden gelobt und belohnt hätten. Man erzählte sich öffentlich, daß den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und Goethe ließ sich von einigen Freunden, welche ihm die Nachricht brachten, daß es wirklich geschehe, hinführen. Er sah ein sonderbares Schauspiel. Die übrigens freie Straße war an der einen Seite von Menschen besetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geschehen solle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Dutzend junger Leute hin und wieder, in anscheinend größter Gelassenheit; sobald sie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, warfen sie im Vorbeigehen Steine nach den Fenstern und dies zu

wiederholten malen hin- und wiederkehrend, ſolange die Scheiben noch klirren wollten. Ebenſo ruhig, wie dieſes vorging, verlief ſich auch endlich alles und die Sache hatte keine weitern Folgen; Maßregeln ſeiten der Regierung wurden erſt ergriffen, als alles vorüber war, und beſtanden eigentlich nur in Androhungen gegen künftige Unruhſtifter.

Sobald Goethe ſo weit hergeſtellt war, um die Heimreiſe unternehmen zu können, trat er ſie an, und zwar an ſeinem Geburtstage — den 28. Aug. 1768.

Die überſtandene Krankheit war ihm noch ſehr anzuſehen; mit einem ſächſiſchen Hauptmann, den er beim Abendeſſen in Naumburg traf, entſpann ſich aus dieſem Anlaß folgendes Geſpräch:

Offizier. Sie ſind ſo luſtig und haben heute Leipzig verlaſſen?

Goethe. Unſer Herz weiß oft nichts von der Munterkeit unſers Bluts.

Offizier. Sie ſcheinen unpäßlich.

Goethe. Ich bin's wirklich, und ſehr: ich habe Blut geſpien.

Offizier. Blut geſpien! Ja, da iſt mir alles deutlich; da haben Sie ſchon einen großen Schritt aus der Welt gethan, und Leipzig mußte Ihnen gleichgültig werden, weil Sie es nicht mehr genießen konnten.

Goethe. Getroffen! Die Furcht vor dem Verluſt des Lebens hat allen andern Schmerz erſtickt.

Offizier. Ganz natürlich; denn das Leben bleibt immer das erſte; ohne Leben iſt kein Genuß. — Aber hat man Ihnen nicht auch den Abgang leicht gemacht?

Goethe. Gemacht? Wie ſo?

Offizier. Das iſt ja deutlich: von Seiten der Frauenzimmer. Sie haben die Miene, nicht unbekannt unter dem ſchönen Geſchlecht zu ſein.

Goethe verbeugte ſich dankend für die Schmeichelei.

Offizier. Ich rede, wie ich's meine. Sie ſcheinen mir ein Mann von Verdienſten, aber Sie ſind krank, und da wette ich zehn gegen nichts, kein Mädchen hat Sie beim Aermel gehalten.

Goethe ſchwieg, der Offizier lachte und reichte jenem die Hand hin.

Offizier. Nun, ich habe zehn Thaler an Sie verloren, wenn Sie auf Ihr Gewiſſen ſagen: Es hat mich Eine gehalten.

Goethe (einſchlagend). Topp, Herr Capitän! Sie behalten Ihre zehn Thaler. Sie ſind ein Kenner und werfen Ihr Geld nicht weg.

Offizier. Bravo! Dann ſehe ich, daß Sie auch Kenner ſind. Gott bewahre Sie darin, und wenn

Sie wieder gesund werden, so werden Sie Nutzen von dieser Erfahrung haben.

Hierauf erzählte der Hauptmann seine eigene Geschichte, welche Goethen traurig stimmte wegen der daraus hervorgehenden Wandelbarkeit weiblicher Neigung.

Goethe unterließ nicht, dieses Begegniß Käthchen in einem Briefe vorzuhalten.

So schied Goethe von Leipzig — in seiner Fachwissenschaft, dem Rechte, gut gegründet, in die andern Facultätswissenschaften eingeweiht, in der Dichtkunst geklärt und gefördert, mit den bildenden Künsten vertraut gemacht, für das Leben geschult und befestigt, überhaupt auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einsicht gehoben, aber in der Liebe um einen glücklichen Wahn ärmer und daher, wie er es am Leibe war, auch an der Seele leidend.

Berichtigung.

Seite 47, Zeile 3 v. o., statt: Bernhard Christoph Breitkopf, lies: Johann Gottlob Immanuel Breitkopf

---

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.